

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Das Buch meines Lebens

Aus dem Schattenspiel meines Lebens

Vierordt, Heinrich

Heidelberg, 1935

["57. Sartori und Lemaître" bis "131. Emil Mari Vakano", S. 45-118]

[urn:nbn:de:bsz:31-375559](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-375559)

auch die Offiziere, denen ich bei Tisch im Kasino mein Leid geklagt hatte, vorab der edle, preussische Major von Wangenheim, ein prächtiger, vornehm denkender Mann, sprachen mir gleichfalls zu, mein Abschiedsgesuch einzureichen — und der Militärarzt schrieb sein Gutachten und beglaubigte meine fernere Dienstuntauglichkeit.

Der sonst so gefürchtete „Blaue Brief“, der kurz danach aus dem Berliner „Militärkabinett“ an mich gelangte und den Abschied genehmigte, verursachte mir keine so große Schmerzen, wie er sonst den Berufsoffizieren zu bereiten pflegte . . .

56. „Hawwe Se scho g'lade?“
(Haben Sie schon geladen?)

Mein lieber, alter, gutmütiger, ursüddeutsch veranlagter und urkarlsruhisch redender Grenadierhauptmann, von dem seine ihn vergötternden Soldaten stets behaupteten: „Unser Alter kommt einmal nicht um die Majorsecke!“, der aber trotzdem noch Generalleutnant und Erzellenz wurde, war als „Bataillonskommandeur“ in das thüringische Herzogsstädtchen Meiningen versetzt worden.

Die Meiningener Füsilierere mögen sich öfters über seine, ihnen unverständlichen Wortungestüme, die so gar nicht für nord- oder auch nur mitteldeutsche Ohrmuscheln berechnet waren, die Köpfe zerbrochen haben.

In Meiningen läuft heute noch als lustige Legende ein Wort von ihm um, das er als dorthin verschlagener Stabsoffizier rätsel- aufgebend gesprochen hat.

Vor einem Ausmarsch in der Morgenfrühe rief er den wackeren Kriegersleuten zu:

„Hawwe Se scho g'lade?!“

Die Mannschaft erwiderte in Reih' und Glied wie aus einem Munde:

„Nein, Kaffee, Herr Major!“

Im Glauben, der Herr Kommandeur habe gefragt: „Haben Sie Schokolade?“, während er doch wissen wollte: ob sie die Gewehre schon geladen hätten? —

So mag ihm noch manch ergögliches Erlebnis auf außersüddeutschem Boden begegnet sein, das aber nicht, wie dieses, zum geflügeltesten Worte ward . . .

57. Sartori und Lemaitre.

Als junger Mensch war ich zeitweise so recht ein Stubenhocker und Leimsieder, so daß mein guter Vater zuweisen sich darob äng-

stigte. Saß ich wieder einmal den ganzen Morgen still am Schreibtische, so fragte er mich beim Mittagessen:

„Heinrich, bist du heute noch nicht ausgewesen? ein junger Mensch muß hinaus, in die Stadt, was Neues sehen und erfahren; ich fürcht', ich fürchte, wenn ich einmal nicht mehr da bin, geht's dir, wie dem Sartori oder dem Lemaitre!“

Zimmer tauchten diese zwei Schreckensgestalten wie Gespenster und Warnungstafeln aus den Worten meines besorgten Vaters auf und ich fragte ihn:

„Was hat es denn für eine Bewandnis mit diesen beiden, daß du sie mir wie zwei Teufel stets an die Wand malst?“

„Lieber Sohn, siehst du: der Oberst Sartori, ein alter Freund von mir, von seinen Regimentskameraden „der Kappelkoff“ mit Übernamen genannt, war ein lustiger Junggeselle, heiter bis zur Ausgelassenheit, der Peterling auf allen Suppen, in den Gesellschaften der *maitre de plaisir*, ein Schürzenjäger sondergleichen — eines Tages nahm er plötzlich den Abschied vom Soldatenstande, zog sich von allen Freunden zurück, mietete sich in Offenburg zwei Zimmer; in seine Stubentüre ließ er, wie bei Zuchthäuslern, ein Loch zimmern, wodurch ihm das Essen in sein Bohngefäß gereicht werden könne . . . Drinnen aber sah es aus wie in einer Tropfsteinhöhle: tief herab hingen von allen Wänden, wie Wolken, schwarzgraue Spinnweben, die das Tageslicht verdüsterten; und der Boden wimmelte von Mäusen, die auf den Pfiff ihres Gönners zu Hunderten aus ihren Löchern zur Fütterung kamen. Und so hauste er düster, schwermütig und menschenverdrossen, bis der Tod ihn erlöste.“ — —

„Ja, das wäre der eine, und nun der Lemaitre?“

„Dem Hauptmann Lemaitre erging's nicht viel anders. Auch ihn überkam eines Tages die krankhafte Menschenscheu. Er besann sich auf einen Ort, wo er keine Menschenseele zu kennen vermutete. Und so zog er nach Meersburg am Bodensee.

Aber, o wehe, schon am ersten Abend des Einzugs, als er ein bißchen Lust auf der Landstraße den See entlang schnappen wollte, begegnete ihm, wider alles Erwarten, ein alter Bekannter, der ihn mit den Worten anredete: «Das ist schön, Herr Hauptmann, daß Sie hierhergezogen sind; wir haben uns alle so darüber gefreut. Sie kommen doch heute abend, und hoffentlich noch manchemal, zum Regelspiel mit uns?»

«Ja, meinen denn Sie», gab Lemaitre mit Entrüstung zurück, «ich sei deswegen nach Meersburg gezogen, um mit Ihnen Regel zu spielen?!»

Noch desselben Abends kündigte er sofort seine Wohnung wieder und siedelte alsbald, ich weiß nicht mehr, ob nach Messkirch oder Bonndorf über. Dort erging's ihm aber ähnlich.

Da begab er sich in ein einsames Dörflein im Schwarzwald, durch das nur selten ein Postwagen fuhr. Alle Jahre besuchte ihn dort sein Freund, das allen Alt-Karlsruhern wohlbekannte Original, der Oberstleutnant Karl Friedrich Sachs, der dem Menschenfeind in der badischen Residenz seine laufenden Geschäfte besorgte. Der brachte ihm seinen Ruhegehalt und seine Zinsen. Das einzige Mal, daß Lemaitre im Jahreslauf seine Behausung verließ, war, daß er Freund Sachs beim Abschied an den Postwagen begleitete.

Da eilte der menschenscheue Hauptmann eines Tages, mit der Pistole in der Hand, die Treppe hinab; seine im Stiegenhaus ihm begegnende Haushälterin rief, schlimmster Ahnung voll: «Um Gotteswillen, Herr Hauptmann, was wollen Sie beginnen?» Lemaitre jedoch antwortete nicht: er raste hinab in die Waschküche und jagte sich dort eine Kugel in den Kopf, seinem trostlosen Leben ein Ziel setzend.

Siehst du, Heinrich, so geht es dir einmal, wie dem Sartori und dem Lemaitre, wenn du das ewige Stubenhocken nicht aufgibst" ...

58. Aus der Zeit der Verkehrshindernisse.

Das Jahrzehnt der 1880er Jahre könnte man das „Zeitalter der Verkehrshindernisse“ taufen. Das Wort „Verkehrshindernis“ war damals eines der den deutschen Menschen allergeläufigsten.

Das kam daher: durch den unerhört glücklichen Krieg gegen Frankreich im Jahr 1870/71 war ein unglaublicher, wenn auch oft nur scheinbarer, äußerlicher Aufstieg allenthalben eingetreten.

Die Städte hatten sich in kurzer Zeit außerordentlich vergrößert; ganze Stadtteile wuchsen wie amerikanische Pilze aus dem Erdboden; die Bevölkerung nahm unheimlich zu. Fabriken erstanden wie auf Zauberschwörung. Der Verkehr in den Straßen, die vorher meist sehr still lagen, steigerte sich ins Abenteuerliche. So mußte denn diesem gesteigerten Verkehr vieles Alte, Angestammte, Liebgewordene leider zum Opfer fallen.

Die Stadtväter der deutschen Städte hatten wahre Achtungslisten von alten Bauwerken entworfen, die dem Geiste der neuen Zeit fallen mußten.

Alte Lürme, die verkehrersschwerend in den Straßen ragten — die Bezeichnung „Gasse“ war natürlich jetzt auch nicht mehr vornehm und dem deutschen Größenwahn nicht mehr entsprechend genug —; schöne Torbogen, die für den angeschwollenen Wagenver-

kehr zu eng erschienen — und dabei gab es Autos, Motorräder und gewöhnliche Fahrräder noch lange nicht einmal — mußten erbarmungslos weichen. Die Menschen konnten diesem Verkehrs-moloch in ihrem Wahne nicht genug Massensopfer darbringen.

In meiner Vaterstadt Karlsruhe hat man das herrliche, alte Ettlinger Tor — es stand von 1803—1873 — in jenen verblendeten Tagen niedergelegt, das prächtige Werk des berühmten Baukünstlers Weinbrenner. Das reichgeschmückte Tor bot bei der Siegesfeier im Frühling 1871 einen wundervollen Anblick. Später hat man das barbarische Unterfangen der Zerstörung vielfach bereut, aber zu spät. Das Tor hatte der Karl-Friedrich-Straße erst den richtigen „monumentalen“, „architektonischen“ Abschluß gegeben.

Besonders schlimm war es, wenn auch schöne, alte Brunnen der modernen Narrheit weichen mußten.

So stand im lieben Karlsruhe seit vielen Jahren ein geschmackvoller, gußeiserner Röhrenbrunnen auf einem weiten Plage vor einem altberühmten Gasthaus, allerdings an einer Straßenecke, noch dazu am Rande des Bürgersteigs, und es hätte sich vielleicht einmal ein wohlbeleibter Pfahlbürger in nachtbezechtem Zustande das Vorgebirge seines Bauches an der Brunnenkante beschädigen können.

Oft sah ich in jungen Jahren, wie Tiere sich am Wasserstrahle des immer fließenden Brunnens erquickten: kein Bögelchen überflog den staubigen Platz, ohne den Schnabel am Troge zu legen; kein Hund rannte vorüber, ohne die lechzende Zunge zu kühlen am Sommertage; kein Fuhrmann trottete her, ohne daß die Gäule das Maul über die Brunnenschale, gierig schlürfend, in das köstliche Naß tauchten — aber der Brunnen mußte fallen als „Verkehrshindernis!“, trotzdem der stille Strahl mit murmelndem Geplätscher den öden Platz aufs anmutigste belebte.

Doch was geschah gleich danach? Ein Wirt, vor dessen Hause der hübsche Brunnen gestanden, durfte nunmehr den ganzen Bürgersteig mit einem halben Duzend Tischen, sogar mit Zelten und einer weitgeschichteten Efeuwand besetzen, so daß man vierzig statt vordem drei — Schritte zum mindesten um die Berrammelung, also jetzt erst ein wirkliches Verkehrshindernis!, herum machen mußte! Das war dann ein Vorteil. Ja, wo deutsche Wirtsbankgemütlichkeit als Eroberin sich breit zu machen versteht, da ward und wird nicht mehr von „Verkehrshindernis“ gesprochen; da ist selbst ein Ball, mitten in die Straße hineingestellt, ruhig gestattet!

Als zu Darmstadt ein schöner, alter Turm aus dem 18. Jahrhundert, nahe dem Schlosse, der Modetorheit zum Opfer fallen

sollte, hat der verständige Großherzog, ich glaube, es war Ludwig III., sich ins Mittel gelegt und den Unfug einfach verboten. Schade, daß Großherzog Friedrich I. von Baden zu wenig Triebkraft hierin besaß, zu bürgerängstlich war, um ja niemanden vor den Kopf zu stoßen, und sich dem heillosen Unsinn, jenes herrliche Ettlinger Thor niederzureißen, nicht mit Gewaltspruch widersetzte. Er war eben auch ein Kind seiner Zeit und in den damals modernen Wahngedanken befangen . . .

59. Das feinnervige Zeitgefühl
oder
Die Gefühlsuhr.

Junge Leute pflegen zuweilen so ihre Grillen, Launen, Steckpferde, meinetwegen auch Sparren, zu haben.

So hatte ich als Heidelberger Hochschüler eine Zeitlang die Schrunke, keine Taschenuhr mehr zu tragen; ich bildete mir allen Ernstes ein, solch ein feingegliedertes Zeitbewußtsein zu besitzen, daß ich, rein aus dem Gefühl heraus, die Zeit auf die halbe oder gar Viertelstunde genau bestimmen könnte. —

Eines Abends war ich bei meinem Hauptlehrmeister, dem damals berühmten und hervorragenden Professor der Deutschkunde, Karl Bartsch, zum Nachtmahl eingeladen. Da kam zufällig auf ähnliche Gepflogenheiten und Absonderlichkeiten die Rede, und jeder gab ein Scherflein aus seinem Erfahrungsschatze zum besten.

Ich rühmte mich in aller Bescheidenheit meiner besonderen Eigenschaft, ohne Hilfe einer Taschenuhr — deren Tragen ich schon längere Zeit aufgesteckt hatte, wie ich den Anwesenden erzählte — nach einem untrügerischen Zeitgefühl auskommen zu können.

Professor Bartsch lächelte einigermaßen ungläubig darüber und wollte es auf die Probe ankommen lassen. Er fragte mich aus dem Stegreif: „Nun, darf ich Ihnen etwas auf den Zahn fühlen? (Das Auf-den-Zahn-Fühlen war er ja vortrefflich aus den Staats- und Doktorprüfungen gewöhnt!) Wieviel Uhr haben wir jetzt nach Ihrer Schätzung oder, wie Sie sagen, nach Ihrem «Zeitgefühl»?“

Mir wollte schon ein bißchen schwül und bange werden vor dem Antritt des Wahrheitsbeweises, als — o Hilfe des Himmels! — mein Auge die zu Häupten des Gastgebers in ziemlicher Entfernung hängende Wanduhr geheim und flüchtig streifte, deren Zeiger just fünf Minuten vor halb elf Uhr zeigte.

Mit erleichtertem Herzen stellte ich mich, als besänne ich mich etliche Augenblicke, indes die Gäste, die unserm Gespräche mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren, erwartungsvoll dasaßen;

ich tat, als blickte ich hellseherisch in mein Inneres, in wahre Abgründtiefen meiner Seele, und hub langsam mit vollendeter Frechheit an:

„Ich denke: es mag jetzt so sechs, sieben Minuten bis halb elf Uhr sein; natürlich“, fügte ich mit gespielter Bescheidenheit heuchlerisch lächelnd hinzu, „natürlich bin ich nicht unfehlbar und kann mich auch einmal um ein paar Minuten irren.“

Der von uns allen sehr verehrte, gelehrte Professor zog seine Taschenuhr heraus und brummte beinahe verdutzt:

„Das ist in der Tat erstaunlich; so etwas hätte ich nicht für möglich gehalten; es sind wirklich noch fünf Minuten bis halb elf und Sie haben sich bloß um eine oder zwei Minuten getäuscht. Fabelhaft!“ . . .

Alle flossen von Bewunderung über; glücklicherweise hatte keine Seele der, wie gesagt, etwas versteckten und leise gehenden Wanduhr geachtet, sonst wäre mein Strahlenkranz schnell erloschen gewesen . . .

60. Geheimbegegnung mit Runo Fischer.

Auf der Durchreise besuchte ich eine Buchhandlung zu Heidelberg.

Kurz zuvor waren meine „Vaterlandsgesänge“ erschienen. Darin findet sich eine kleine Dichtung zum Preise des Mainstädtchens Wertheim, die die dortige Gegend in Frühjahrsstimmung schildert, wie das erste, zarte Grün die Höhen, frischen Hauches, umatmet:

„Mit erd'gem Waldgeruche, zitternd
Flog um die Berge junges Grün“ usw. —

Da tritt der berühmte, seit Hochschulzeiten mir wohlvertraute Philosophieprofessor Runo Fischer gleichfalls ein. Ein hohes, mitten im Laden aufgetürmtes Büchergestell trennte mich von dem Eintretenden und machte mich ihm unsichtbar. Ich verhielt mich mäuschenstill.

Fischer sieht zufällig mein neues Buch in der Auslage, ergreift es, blättert hin und her, liest die zwei vorbezeichneten Verszeilen mit erhobener Stimme sich vor und ruft — ahnungslos vor welchem Zuhörer! —: „Was doch das Gras bei diesem Bierordt alles tut!“

Ich blieb atemlos unentdeckt in meinem Verstecke, bis der große Gelehrte sich entfernt hatte. Die Ladenangestellten hatten Mühe, vor Lachen nicht herauszuplatzen.

Runo Fischer hatte mit seiner Bemerkung ja nicht so ganz unrecht gehabt! . . .

Als ich in dem zuerst so strahlenden, dann so regnerischen Sommer von 1879 die Hochschule zu Heidelberg besuchte, fiel mir unter dem Schaufenster der Winterschen Universitätsbuchhandlung am Ludwigsplatz eine soeben erschienene Flugschrift auf, die den seltsamen Titel „Wagner, Lumpen und Rezensenten“ führte. Als Verfasser zeichnete sich ein „D. R.“ mit den Anfangsbuchstaben seines Namens nur.

Der Titel war offenbar der Goetheschen Jugendschrift „Helden, Götter und Wieland“ nachgeahmt.

Ich erstand mir das, wenn ich mich recht entsinne, in rotgelblichen Umschlag gehaftete, keineswegs umfangreiche Schriftchen um fünfzig Pfennig.

Mit der Richtung — also „Tendenz“ — der kleinen Streitschrift war ich durchaus einverstanden, wenn mich auch die Ausführung etwas kindisch bedünken wollte, so daß ich fast den Einkauf bereute.

Es war nämlich eine leidenschaftlich für Richard Wagner und die Aufführung seines „Ring des Nibelungen“ eintretende Schrift. Der große Tonmeister war mir gleichfalls ein Gegenstand fast der Anbetung, nicht mehr bloß der Bewunderung, so daß mir, wie gesagt, die ganze Geistesrichtung des Büchleins aus dem eigensten Herzen geschöpft war.

Zur Erläuterung muß ich hinzufügen, daß damals in Mannheim ein, fast könnte man sagen, städtischer Krieg über die Frage entbrannt war: ob man Wagners Nibelungenring zur Aufführung bringen solle oder nicht.

Heutzutage scheint einem eine solche Frage müßig, überholt, unbegreiflich. Aber die Zeitgenossen, o die Zeitgenossen!

Die Stadt Mannheim war in zwei Heerlager gespalten: Wagner-schwärmer und Wagnerhasser. Die Letzten setzten alle Hebel in Bewegung, das Zustandekommen der Darstellung des mächtigen Bierspiels — „Tetralogie“ — des Bayreuther Meisters zu hintertreiben. Schließlich setzte die Wagneranhängerschaft, unter Führung des Wagnerapostels Emil Heckel, wenigstens die Ermöglichung der beiden ersten Abende „Rheingold“ und „Walküre“ glücklich durch . . .

In jenen Tagen heftigster Kampferbitterung lernte ich in einer Abendgesellschaft bei dem berühmten Chirurgen Czerny, dem Schwiegersohne Kufmauls, einen jungen, mir etwa gleichaltrigen Mann kennen, der Altphilologe, jedoch zum Neuphilologen umzusatteln entschlossen war, wie er mir kurz nach unserer gegenseitigen Bekanntwerdung mitteilte.

Wir verabredeten, daß er mich in den nächsten Tagen besuchen solle, denn er bat mich, ich möchte ihm verschiedene, zum bevorstehenden Wechsel seines Studiums für ihn wertvolle, einschlägige Bücher namhaft machen, die er daheim in der Herbstfreizeit als Vorübung durcharbeiten wolle.

Er kam in der Tat gleich andern Morgens zu mir in mein hochgelegenes Zimmer, das einen herrlichen Blick auf das Heidelberger Schloß bot.

Sofort beim Eintreten gewährte sein Auge die auf meinem Schreibtische liegende, mit „D. K.“ gezeichnete, kleine Wagnerstreitschrift und voller Spannung fragte er mich, ob ich sie schon gelesen habe, und wie ich sie beurteile.

Ich verschwieg ihm nicht, daß auch ich ein eifriger Bewunderer Wagners und mit der Zielrichtung der Schrift durchaus einverstanden sei, daß mir jedoch die ganze Art und Weise der Darstellung — sie war in Form eines Schauspiels verfaßt — überaus unreif vorkommen wolle; ja, ich beteuerte ihm gar, ganz gegen meine sonstige, mit Kritik sehr sparsam zurückhaltende Natur: selten hätten mich fünfzig Pfennig so gereut, wie die für diesen Schund, oder wie ich mich ausdrückte, hinausgeworfenen!

Mein Besuch hörte mein Verdammungsurteil, ohne die Miene zu verziehen, auch ohne widerstreitende Bemerkungen zu machen, gelassen an, und verabschiedete sich kurz danach, als der Zweck seines Kommens erfüllt war. — —

Raum zehn Tage später, so war ich selber zur Herbstfreizeit ins Elternhaus nach Karlsruhe gereist und hatte die bewußte Schrift mitgenommen.

Daheim angelangt, erhielt ich in den allerersten Tagen den Besuch meines allzu früh verstorbenen Freundes Alfons Delisle. Er kommt, sieht das abermals zufällig auf dem Tische zur Schau liegende Schriftchen „Wagner, Lumpen und Rezensionen“ und sagt: „Aha, da hast du ja die Broschüre von D. K.“, und damit zugleich nennt er den Namen des jungen Mannes, der mich die Woche vorher zu Heidelberg mit seinem Besuche beehrt hatte!

„Von wem? von wem?“ schrie ich förmlich auf und sprang ihm, ihn nahezu würgend, an den Hals.

„Nun, von D. K. in Heidelberg!“

Ich sank, fast erstarrt vor Entsetzen, auf einen Sessel und erzählte meinem Gaste das Erlebnis, das ich kurz zuvor in Heidelberg gehabt hatte.

„Kann ihm nichts schaden, wenn er einmal eine kleine Lektion

erhält; er ist eingebildet genug“, meinte begütigend mein mich aufklärender Freund.

Ich war jedoch untröstlich, daß ausgesucht ich es hatte sein müssen, der dazu bestimmt war, D. K. eine so harte, grausame Lehre zu erteilen. —

D. K.s und meine Wege kreuzten sich nicht mehr. Er blieb Altphilologe, wurde später Professor und Gymnasiumsdirektor, und schrieb ein wunderschönes Buch über Italien, das ich mit großem Genuße las . . .

Als ich viele Jahre nach unserm unglückseligen Erlebnis in seinen Wohnort auf einer Reise kam, beschloß ich, ihn aufzusuchen, ihm meine warme Anerkennung und Bewunderung jenes herrlichen Italienbuches auszusprechen und ihm vielleicht dadurch etwas labenden Balsam auf die alte Wunde zu streuen.

Leider verfehlte ich ihn; er war verreist.

Daraus, daß er niemals irgendwie Vermerk von meinem Besuche nahm, glaubte ich, herausfühlen zu dürfen, daß er mir mein herbes, hartes Wort aus Jugendtagen niemals vergeben habe . . .

Und abermals nach vielen Jahren — ihn deckte längst der Grabhügel — lernte ich den Sohn von D. K. kennen.

Ihm erzählte ich, was ich hier niedergeschrieben habe, und er, in seiner lebenswürdigen Art, erteilte mir lächelnd, an Vaters Statt, auf meine Bitte völlige Sündenvergebung für jenes so tief kränkende Jugendwort . . .

62. Das Geheimnis der Kabbala.

In meinen Heidelberger Hochschülerzeiten erzählte mir ein befreundeter, nunmehr schon vor Jahrzehnten verstorbener, junger Kunstschriftsteller, in dessen gemütlicher Dachkammerbude ich zum Abendimbiß eingeladen war, eine seltsame Geschichte aus seiner Familie, die ich mit seinen Worten verewigen will:

. . . Ein älterer Verwandter von mir, ein hochadeliger Grundbesitzer im badischen Kraichgau, hörte zu stürmischer Spätjahrs- oder gar schon Frühwinterszeit vor seinem schloßartigen Wohngebäude kläglich wimmernde Laute. Er öffnete neugierig die Haustür und gewahrte draußen auf der Steinstaffel einen alten, jüdischen Handelsmann mit einem großen Sack, so wie die Kinder sich etwa den Knecht Rupprecht vorstellen.

Der hochbetagte Israelite krümmte sich vor Schmerzen und schien nicht übel Anstalt zu machen, sich hier zum Sterben niederzulegen.

Der Gutsbesitzer, von menschlichem Mitgefühl mit dem Unglück-

lichen ergriffen, führte ihn ins Haus herein und wies ihm ein Dienstbotenbett an.

Am folgenden Morgen ließ der Kranke den Gutsherrn an sein Lager bitten und sprach: „Herr Baron, Sie sind seit langer Zeit der einzige Mensch gewesen, der sich meiner erbarmt und ein Herz für mich gezeigt hat. Ich fühle, daß ich diesen Tag nicht überleben werde. Weil Sie so gut gegen mich waren, Herr Baron, möchte ich Ihnen den größten Schatz meiner sonst armseligen Habe hinterlassen. Behalten Sie zum Andenken an einen Fremdling, der Sie samt Ihrem Hause sterbend segnet, dieses bedeutsame Buch: es ist eine Kabbala, ein Geheimbuch, an das Sie jede Schicksalsfrage stellen können, und hier mit diesem kleinen Büchlein, dem Schlüssel zur Kabbala, können Sie sich die Antwort auf die Frage verschaffen. Verwahren Sie die Geheimwerke sorgfältig und lassen Sie sie niemals in andere Hände gelangen.“

Noch am selben Tage verschied der geheimnisvolle Erblasser. Der Gutsherr, der für ein anständiges Begräbniß sorgte, verschloß, einigermaßen ungläubig lächelnd, die eigenartige Hinterlassenschaft in einer Schublade, ohne jemanden über die Bücher ins Vertrauen zu ziehen . . .

Nach etlicher Zeit kam ein noch in jüngeren Jahren stehender, kerngesunder, wie das blühende Leben selbst aussehender Gutsnachbar mit seiner jungen Gattin zu Besuch. Abends nach der Abfahrt der Gäste stach der Hafer unsern Kabbalabesitzer und er beschloß, zum Scherz das Geheimbuch über die Lebensdauer seines Gastfreundes zu befragen:

„Kabbala, wie lange hat unser Nachbar noch zu leben?“ Die mit Hilfe des „Schlüssels“ ermittelte Antwort lautete: „Noch drei Tage!“

Laut auflachend über solchen vermeintlichen Unsinn, schloß der doch etwas eigenartig erregte Frager die Bücher wieder in ihr Schiefach . . .

Wer aber beschreibt Staunen und Entsetzen unseres Gutsherrn, als nach drei Tagen die Nachricht eintraf: daß sein wie das Leben ausschauender Gutsnachbar und Freund unerwartet einem Unglücksfalle zum Opfer gefallen sei! . . .

Mit einigem Grauen betrachtete er nummehr die Kabbala samt dem Schlüssel und beschloß, die Geheimbücher auf die Seite zu schaffen, damit sie nicht so bald ihm wieder in die Hände geraten sollten.

Im Schlosspark stand ein einsames Gartenhaus mit einem heizbaren Raume, wohin der Gutsherr sich zuweilen zurückzog, wenn

er lästigen Besuchen aus dem Wege gehen oder völlig ungestört einer Arbeit nachhängen wollte. In diesem Gelasse verschloß er den unheimlichen Besitz in einer Truhe und dachte nicht weiter daran . . .

Wieder war eine lange Zeit verstrichen, als er einmal das kleine Gemach heizen ließ, um einen Abend darin arbeitsam zu verbringen. Aber dem Schreibtische hing ein großer Wandspiegel. Beim Kramen in der Truhe fiel unserm alten Bekannten die fast schon vergessene Kabbala wieder zur Hand, und er dachte: noch eine letzte Frage, aber es sollte gewiß die allerletzte sein, will ich an das verhängnisvolle Buch tun. Von unüberwindlicher Wißbegier getrieben, fragte er das Geheimwerk:

„Wer hat dich geschrieben?“

Da gab ihm das schauerliche Buch zur Antwort:

„Der mich geschrieben hat, steht hinter dir!“ — . . . Da starrte das Blut ihm in den Adern; mit niedergeschlagenen Augen, um nicht unwillkürlich in den Spiegel sehen zu müssen, und mit Aufbietung aller Kraft ergriff er die Kabbala, schleuderte sie, feck entschlossen, ins Ofenfeuer und entäußerte sich also seines unheimlichen Besitztums . . .

63. Der Schwanenarm.

Ein junges Mädchen war auf ein großes Rittergut in der norddeutschen Tiefebene zu Besuch gekommen.

Das Gastgelass, das sie beherbergen sollte, befand sich in einem etwas abseits gelegenen Gebäude des Hofgutes.

Als es Zeit ward, sich zur nächtlichen Ruhe zu begeben, begleitete die Tochter der Gutsherrschaft ihre Freundin, die sie von Schulzeiten her ins Herz geschlossen hatte, nach dem einsamen, abgelegenen Gemache.

Nach herzlicher Verabschiedung und dem Wunsche, sich nach ruhiger Nacht andern Morgens wieder zu Frühstück und Frühgang zeitig vereinigen zu wollen, war der Besuch sich allein überlassen.

Sie entkleidete sich und bestieg ihr Lager. Als sie noch einige Seiten eines Buches überlas, blickte sie zufällig nach einer Türe, die seitwärts von ihrem Bette lag und durch die sie vorhin mit ihrer Freundin nicht gekommen war, die sie zudem vorher auch nicht weiter beachtet hatte.

Da gewahrte sie — das Licht brannte noch auf dem Nachttische —, daß ein nackter Arm, ein Frauenarm, sich durch die festgeschlossene Tür auf räthelhafte Weise mühelos hindurchzwängte. Lautlos und

geisterhaft wand sich der entblößte Menschenarm auf und nieder mit den stolzen und anmutvollen Bewegungen eines Schwanenhalses.

Da die Betrachterin ein mutiges Geschöpf war und sich nicht ohne weiteres durch Gespensterschauer ins Bockshorn jagen lassen wollte, löschte sie das Licht, um die Wirkung zu erkunden.

Da leuchtete die Erscheinung wie ein silbergetriebener, glänzender Arm in Schwanenhalsbewegung durch das Dunkel.

Nun ward ihr doch ein bißchen geisterschwül; sie zündete ihre Kerze wieder an, umhüllte sich dürftig mit ihrem Mantel und verließ das ungemütliche Gelaß, um über dem Hofe drüben trotz vorgeschrittener Nachtzeit ihre Freundin noch aufzusuchen.

„Also hast du auch die niemals aufgeklärte Erscheinung wahrgenommen?“, empfing diese ihren nächtlichen Besuch. „Du mußt jede Nacht deines Hierseins bei mir schlafen und darfst nie mehr zurück in das unheimliche Zimmer, wovon wir nicht wieder Gäste legen werden.“ . . .

64. Der Knobelsdorff von Durlach.

Zu Durlach bei Karlsruhe, der alten Residenz der Markgrafen von Baden-Durlach bis zur Gründung des neuen Fürstentums Karlsruhe, steht an einem großen, freien Platz noch ein mächtiger, ehemals markgräflicher Schloßbau, der später, in den seltsamen Zeiten des deutschen Kaiserreiches, lang als Trainkaserne gedient hat.

Oben in den Trockenspeichern des Riesenbauwerks pflegten die Durlacher Waschfrauen die Wäsche ihrer Kunden aufzuhängen — und diesen Raum benutzte „Der Knobelsdorff“ mit Vorliebe, um seinen Spuk zum Entsetzen der furchtsamen Waschweiber darin aufzuführen, und vor allem die ihre Mütter begleitenden Kinder zu schrecken.

Plötzlich ertönte da, mitten in der Aufhängearbeit, aus der Kehle solch einer Gespensterseherin der sämtliche Arbeiterinnen aufschreckende, erschreckende Ruf: „Der Knobelsdorff!“

Da hatte ihn wieder eine aus der Bodenecke grausig hervortreten und sich anständig verneigen sehen, den unruhebringenden Geist, in seinem feuerroten Fracke, mit seinem dunkeln, von zwei Teufelshörnern schauerlich gekrönten Haupt, die Reitgerte mit Gefuchtel schwingend; und die zu Tod erschrockene Schar stürzte kopfüber holterdipolter die Speichertreppe hinab, um erst nach geraumer Zeit, sobald sie die Luft wieder geistergeheuer wähten, an die Arbeit zurückzukehren . . .

Zuweilen soll „Der Knobelsdorff“ seinen Kopf sogar unter dem Arme getragen haben, wie dies seit dem Vorbilde des heiligen

Dionys die Geister mit Vorliebe zu üben pflegen. Ich erinnere nur an den ziegenbockreitenden Echter von Mespelbrunn auf dem Schlosse Gamburg im Taubertale bei Wertheim am Main, der es auch so machen soll! . . .

Ein Herr von Knobelsdorff stand tatsächlich im Dienste des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts, ich weiß nicht mehr genau, ob als Baumeister oder in ähnlichem Berufe. Ein Knobelsdorff hat bekanntlich auch für Friedrich den Großen Bauten aufgeführt. Ob dies derselbe ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Der mir befreundete Geh. Rat Dr. Osber, einst Direktor des Badischen Generallandesarchivs, hat, angeregt durch mich, in freundlicher Weise Nachforschungen in alten, noch vorhandenen Knobelsdorff-Alten gehalten, ob jener als Geist in so greulicher Gestalt umgehende, markgräfliche Beamte sich irgend etwas zuschulden habe kommen lassen, weswegen er zur Abbüßung einer Sünde vielleicht verdammt sei, als Kinderschreck und Waschweiberentsetzen nach anderthalb Jahrhunderten noch auf dieser Erde herumzuspuken.

Es war jedoch durchaus nichts Nachteiliges über ihn zu ermitteln und so wird sein gespensterliches Erscheinen nach dem Tod ein ungelöstes Rätsel für ewig bleiben müssen . . .

65. Gamburgener Nachtsputz.

Im Taubertal, unweit Wertheim am Main, ragt über dem gleichnamigen Dorfe die mittelalterliche, gespensterverrufene Gamburg.

Sie gehört der gräflichen Familie von Ingelheim. Die Großmutter des jetzigen Besitzers stand meiner Familie freundschaftlich nahe, da sie eine Verwandte meines seligen Vaters war.

In meinen jungen Jahren, als ich mit meiner Mutter aus dem böhmischen Weltheilort Marienbad heimkehrte, waren wir etliche Tage bei der lieben, angenehmen Dame zu Ansbach, wo sie mit ihren zahlreichen Kindern in nicht allzu gräflichen Verhältnissen damals wohnte, zu Gäste.

An den Abenden, vor dem Schlafengehen, war viel von dem Geistersputz auf der fernen Gamburg an der Tauber die Rede. Gräfin Luise berichtete: daß ein Echter von Mespelbrunn — die Grafen von Ingelheim heißen sich noch heute nach ihrem einsam abgeschiedenen, berg- und waldbversteckten Wasserschlosse Mespelbrunn im Speßart: Echter von Mespelbrunn — daß also ein Echter von Mespelbrunn um Mitternacht durch den Wald um die Gamburg, seinen Kopf unterm Arme tragend, auf einem roten Ziegenbocke reite . . . Blitzten die Mondstrahlen in die Scheiben der Burg, als

wären die Zimmer innerlich erleuchtet, so sagten die Gamburger Bauern: jetzt ist Geisterhochzeit droben im Schlosse . . .

Eines Nachts, zur Hochsommerzeit, seien sie noch spät in der Gamburg aufgewesen: da habe sich im Nebengemach ein überaus unheimliches Geräusch erhoben. Es klang, bald anschwellend, bald abflauend, in fistelhohen, fistelbünnen Tönen, bei seltsamem Tonfalle: Tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, — tipp, tipp, tipp, tipp, tipp, tipp . . . Den Hörern ward es grausig geisternmäßig zumute und das Blut gerann ihnen schier zu Eis.

Endlich habe sich ein etwas Beherzteres der Kinder aufgemacht, habe vorsichtig die Lüre geöffnet und was sah man im Mondlicht durch die Lürspalte? — Eine Eule hatte sich durch das offene Fenster herein verirrt, mit ihren Krallen sich in der Wolle des am Fenstersims auf dem Nähtisch liegenden Stückerahmens verfangen und schleifte nun in heller Verzweiflung den ganzen Stückerahmen hinter sich auf dem Fußboden einher . . .

Das befreite Tier entflog in den mondhellen Burgwald und die Geister hatten für einige Zeit wieder Ruhe.

66. Die Särge von Marzell.

In meiner Jugend — kurz, bevor ich mündig ward — fuhr ich mit einer fröhlichen Gesellschaft, die meine Eltern eingeladen hatten, in zwei flotten Zweispännern ins Albthal nach dem anmutigen Ortchen Marzell.

Es war ein strahlender, hochsommerlicher Augusttag. Die Luft flümmerte von Glut und Lebensfrohsinn.

Da trat plötzlich das Bild des Todes vor uns.

Zu Füßen des idyllisch, inmitten einer sonnigen Wiese gelegenen Dorfkirchenturms, dessen Glockenschläge schwermütig uns entgegenklangen, standen auf dem Friedhofs zwei Särge!

Ein auffallend großes, schwarzes Trauergefolge war ringsum versammelt . . .

Gleich zwei Särge?! fragte man sich unwillkürlich. Man bedeutete uns: diese beiden Särge umschlossen einen Vater und seinen Sohn. Und zwar seien diese beiden vom Blitz erschlagen worden, und noch dazu auf ganz seltsame Weise.

Gewöhnlich glaubt man, wenn ein Wetterstrahl durchs Dach in ein Haus schlage und in den Erdboden fahre, so sei die Sache damit erledigt.

Vater und Sohn schliefen in zwei übereinander, in verschiedenen Stockwerken gelegenen Zimmern, worin die Betten jeweils in den Stuben übereinander an derselben Stelle standen.

Nun aber fuhr der Blitz aus der Erde wieder zuckend in die Höhe und durchbohrte den Sohn und den Vater, von unten heraufgehend, in ihren beiderseitigen Lagerstätten . . .

Eine Trauerstimmung hatte sich der lustigen Gesellschaft bemächtigt und der leuchtende Augusttag sich mit einem leisen, dunkeln Schleier umflort . . .

67. Vorbildliches Beispiel eines Berliners.

Ein junger Berliner, in Marinediensten stehend — es war so Ende der 1870er Jahre —, stürzte zur Nachtzeit im Indischen Ozean irgendwo vom Schiffsbord in eine haifischwimmelnde Bucht hinab.

Wie durch ein Wunder ward er, von den Haifischen unbehelligt gelassen, gerettet.

Durch Zeitungen hatte die Kunde seines Mißgeschicks und seiner wunderbaren Errettung in Berlin sich verbreitet.

Im Winter nach seiner Heimkehr ward er in Gesellschaften bis zum Überdruß um sein Erlebnis ausgefragt.

Um sich der Last neugieriger Frager ein für allemal zu entledigen und das Abenteuer nicht immer wieder und wieder berichten zu müssen, ließ er das Geschichtchen, ähnlich wie ein Traktätchen, auf ein Blatt drucken und überreichte jedem, der ihn auf seinen Anfall hin ansprach, sein Erlebnis, es gedruckt aus der Brusttasche ziehend, mit den Worten: „Bitte, lesen Sie's selber!“

Der Gedanke, gegebenen Falles seine Geschichte in gedrängtester Kürze, bloß auf einem, höchstens zwei Blättern, drucken zu lassen und stets bei sich zu führen, scheint mir ausgezeichnet, ja, für alle Menschen nachahmenswert.

Tauschte man beim Kennenlernen von Leuten, statt nichtsagender Besuchskarten oder gar unverständlicher Vorstellungsworte, nur einen in wenige Sätze gefaßten Lebensabriß gegenseitig aus, fände man bei jedem Menschen sofort Berührungspunkte, ohne sich abendlang mit an den Haaren herbeigezogenen Unterhaltungen abplagen zu müssen.

Exempla trahunt: Beispiele ziehen!

68. Am Berliner Goethedenkmal.

Bei der Enthüllung des Schaperschen Goethedenkmals im Berliner Tiergarten am 3. Juli 1880 — die Feier fiel zufällig in meine Berliner Hochschulzeit — wurde zur Stunde der Enthüllung am Denkmal ein Blatt für zehn Pfennig feilgeboten, worauf sämtliche Liebesverhältnisse des Dichters in gedrungenster Kürze, jedoch

in schlüpfrigster, schamlosester Darstellung, mit Namensnennung aller seiner Freundinnen, breitgetreten waren.

Wer von Goethe sonst wenig oder nichts wußte, hätte tatsächlich glauben müssen, daß ihm lediglich um solcher Don-Juan-Abenteuer willen ein so herrliches Standbild errichtet worden sei!

69. Berliner Studenten- und Kadettenscherze.

1.

Einen richtigen Hochschülerscherz leistete ich mir mit einem Lichterfelder Kadetten, als ich in Berlin studierte.

Die Kadetten durften an Sonntagnachmittagen zu keinem Studenten und zu keinem Leutnant auf Sonntagsurlaub allein nach Berlin hereinfahren, weil man sich in der Kadettenanstalt, scheint es, von diesen beiden Menschenarten nichts Gutes versprach.

Friz Bauer wollte jedoch so gern einmal auf einige Stunden zu mir kommen, zumal es seine zu Karlsruhe lebende Mutter ebenfalls sehr wünschte.

Was tun?

Kriegsleuten gegenüber sind Kriegslisten erlaubt.

Ich schrieb keck an meinen jungen Freund: daß ich ihn kommenden Sonntag zum Kaffee erwarte, und daß „auch meine Frau und die Kleinen sich lebhaft freuen, ihn zu sehen“.

Dies zog. Zu solch biederm, gediegenem Hausvater ließen die Herren Vorgesetzten ihren Zögling unbesorgt und seelenberuhigt ziehen.

2.

Ein Hauptspäß war uns an Berliner Sonntagnachmittagen, Castans Panoptikum zu besuchen, dort selber lebende Bilder zu stellen und von Vorübergehenden für Wachsfiguren gehalten zu werden.

Ein niedliches Mädchen zupfte mich einmal mißtrauisch am Rockärmel, um sich zu überzeugen, ob ich lebendig oder aus Wachs geformt sei.

Auf meinen Ausruf: „Ich bin nicht wächsern!“ stürzte sie mit einem Schreckensaufschrei schämtig davon . . .

70. Berthold Auerbach und Goethes Gedichte.

Als Berliner Hochschüler verkehrte ich häufig bei Berthold Auerbach, dem berühmten Verfasser der einst vielgelesenen Dorfgeschichten und Romane, einem lebenswürdigen, überaus beweglichen und etwas eiteln Männchen, das mir viele Freundlichkeiten erwies.

Unlange zuvor waren meine ersten Jugendgedichte in einem stattlichen Band erschienen und ich hatte natürlich auch Auerbach ein Geschenkstück zum Danke für mancherlei Güte verehrt.

Eines Sonntagnachmittags sagte er, in Gegenwart meines Freundes Stephan zu Putzlig, zu mir:

„Ihre Gedichte haben mir gut gefallen, besonders *«Der Morgen»*; da können Sie sich was darauf einbilden. Nur vor einem müssen Sie sich hüten: brauchen Sie nicht allzu viele schmückende Beiwörter! Alle jungen, angehenden Dichter fallen in diesen Fehler. Da nehmen Sie sich, wie in allem, Goethe zum Vorbild! Sehen Sie, Goethe braucht nie ein überflüssiges Beiwort; da wirkt das Hauptwort stets für sich allein. Wo man auch seine Gedichte aufschlagen mag, werden Sie dies bestätigt finden. Ich will es Ihnen beweisen.“

Damit schlug er die stets auf seinem Schreibtische liegenden Goetheschen Gedichte auf, und zwar die *„Legende“* aus dem Zyklus *„Paria“* und hub mit erhobener Stimme vorzulesen an:

„Wasser holen geht die reine,
Schöne Frau des hohen Bramen,
Des verehrten, fehlerlosen,
Ernstester Gerechtigkeit.
Täglich von dem heil'gen Flusse
Holt sie köstlichstes Erquiden; —
Aber wo ist Krug und Eimer?
Sie bedarf derselben nicht.
Sel'gem Herzen, frommen Händen
Ballt sich die bewegte Welle
Herrlich zu kristall'ner Kugel;
Diese trägt sie, frohen Busens,
Keiner Sitte, holden Wandelns,
Vor den Gatten in das Haus . . .“

Hier hielt Auerbach inne, klappte das Buch zu, warf es vor sich auf den Tisch und rief schmunzelnd:

„Da hab' ich jetzt allerdings ein schlechtes Beispiel gewählt!“ . . .

Denn siehe, das große, von ihm empfohlene Vorbild Goethe hatte in vierzehn Verszeilen nicht weniger als — fünfzehn schmückende Beiwörter gebraucht!! . . .

71. Urteilswechsel im Jahrzehntelauf.

Ende der 1880er Jahre waren die beiden großen Romane *„Frau Sorge“* und *„Der Katzensteg“* von Hermann Sudermann, der damals noch seinen großen dunkeln Vollbart trug, erschienen.

Alle Welt verschlang sie. Sie nicht gelesen zu haben und nicht darüber in Gesellschaften mitreden zu können, verlangte schon ein

gewisses Maß von Mut, Selbständigkeit und Eigenwilligkeit oder von umstürzlerischer Auflehnung gegen den Zeitgeist.

Kurz, ich konnte mich nicht entschließen, mir die dickleibigen Romanungetüme zu Gemüte zu führen, zumal ich überhaupt eine Abneigung gegen allzu feistgepolsterte Bücher von vielen hundert Seiten, und vorab gegen Romane, hege. Und so unterblieb halt die Lesung.

Zu jener Zeit besuchte mich ein junger, in den ersten zwanziger Jahren stehender Buchhändler, selbst Sohn eines angesehenen Verlegers und Buchhändlers, und fragte mich — die übliche Zeitfrage —, wie mir die beiden Sudermannschen Romane gefallen haben, da er ihre Kenntnis bei mir als bestimmt voraussetzte.

Ich verriet ihm, daß ich sie keineswegs gelesen hatte. Und er rief in heiligem Entsetzen:

„Das muß man gelesen haben, das gehört unbedingt zur heutigen Bildung und Kultur!“

Wir redeten hin und her über Bücher, die man gelesen haben mußte, und ich offenbarte ihm meine höchst legerische Meinung, die mich vom Anbeginne bis ans Ende meiner Tage begleitet hat und begleiten wird: daß es überhaupt nichts gebe, das man gesehen und gehört, insbesondere kein Buch gebe, das man gelesen haben müsse!

Er sprach mir trozalledem lebhaft zu:

„Ja, diese Bücher aber müssen Sie lesen, und zwar bald — das gehört einmal dazu!“ —

Mein Besuch verließ mich, wohl einigermaßen enttäuscht, indem er mir gewiß im stillen die höchsten kulturellen Eigenschaften absprach. —

(Hier eine Nebenbemerkung: ich kämpfe stets für das Wort „kulturell“, und gegen das greuliche „kulturell“, das, zumal von Lippen schnellredender deutscher Hochschullehrer, gar so gell und grell zu klingen pflegt. Man bildet doch auch von Figur: figurlich, von Natur: natürlich, warum also nicht von Kultur: kulturell! Deshalb spote niemand darüber, sondern gehe hin und tue desgleichen.) — —

Seit jener Unterredung mit meinem erstaunten Besucher waren genau vierzig Jahre vergangen. Wir waren beide grauhaarig, er alt, ich noch älter geworden . . .

Da hatten uns, die das Lebensschicksal auseinandergeführt hatte, die „Jungbuchhändler“, die sogenannten „Zubus“, zu einer ihrer hübschen „Freizeiten“ oder „Akademien“ auf den

Berg Döbel, beim Kurort Herrenalb an der württembergisch-badischen Grenze, eingeladen.

Mein ehemaliger Gast aus jungen Jahren, selber seit vielen Jahren ein Kenntnis- und erfahrungsreicher Verlagsbuchhändler, leitete sogar an einem Vormittage die Sitzung, beziehungsweise „Arbeitsgemeinschaft“ der anwesenden, eifrigen, jugendlichen Teilnehmer. Da ward über allerhand, auch über schrifttümliche Moden u. dgl., gesprochen.

In diesem Augenblick durchzuckte mich die verjährete Erinnerung an jenen Jugendbesuch bei mir und ich gestattete mir, dem Redner einen kleinen Einwurf in die Tagesordnung zu machen:

„Herr Dr. B., entsinnen Sie sich noch, daß Sie vor nummehr vier Jahrzehnten einmal bei mir waren und mir die baldige Lesung der beiden Sudermannschen Romane «Frau Sorge» und «Der Ragensteg» als unbedingtes, kulturelles Erfordernis dringend ans Herz legten?“

Der Angeredete versenkte sich augenblicklang wie träumend in die Zeitenferne und sagte gemachsam:

„Allerdings, ich erinnere mich jetzt dessen, da Sie mich daran gemahnen.“

„Nun, so will ich denn wagen, Ihnen ein mich fast beschämendes Geständnis abzulegen: ich habe Ihren freundschaftlichen Rat in dieser langen Zeit, damals und später, nicht befolgt, ich habe bis zur Stunde jene beiden Romane nicht gelesen und werde sie wohl auch nicht mehr lesen —“

Ich saß, auf eine kleine Strafreden gefaßt, dem Sitzungstische gegenüber.

Wer aber beschreibt mein Staunen, als mein alter Sudermannverehrer mir beifällig nickend zurief:

„Da haben Sie recht gehabt, ja, da haben Sie ganz recht daran getan, daß Sie nicht jede Mode mitgemacht haben!“

Erlöst und erleichtert atmete ich nach dieser Losprechung von einer vermeintlichen, alten Sündenschuld tief auf . . .

72. Der Kranich im Garten.

Meine Eltern hatten von einer norddeutschen Reise für das Wasserbecken in unserm Garten vor dem Haus einen schönen, schweren, zinkenen Kranich in stattlicher Lebensgröße mit heimgebracht.

An Sonntagnachmittagen war das Gartengeländer mit Schaulustigen dicht besetzt; zumal die Kinder ergötzten sich, wenn der Kranich auf seinem schnabelentsprudelnden Wasserstrahl allerlei

Blechfiguren im Gleichgewichte tanzen ließ. Mein Vater hatte die größte Freude daran, wenn der metallene Vogel den Sonntags-spaziergängern solches Bergnügen schuf.

Eines Morgens, es war an einem Maisonntage, meldete das Zimmermädchen: der Kranich im Garten sei verschwunden!

Wir eilten ans Fenster, und richtig: sein Platz im Gartenbecken war leer — doch keine Fußspur in den Beeten, keine verbogene Eisenstange des Geländers, kein abgeknicktes Reislein im Gesträuch kündete verratend die Art oder die Richtung, in der die Räuber den Vogel entfernt und verschleppt haben mochten. Bei dem außerordentlichen Gewicht des Tieres mußte sicherlich eine ganze Bande tätig gewesen sein, die den Raub verübte.

Mein Vater wäunte zunächst, es handle sich um einen Scherz: man habe vielleicht den Kranich als Storch vor die Haustür einer künftigen Wöchnerin gestellt. Kurz zuvor hatte man nämlich den großen Messingfisch über dem Ladeneingang einer Fischhandlung ausgehoben und ihn nächtlicherweise zum Jur in einem Weiher des Schloßplatzes schwimmen lassen. Das war ein köstlicher Scherz und der Fisch konnte aus seiner Wasserlust an seine ursprüngliche Stelle wieder heimkehren. So etwas Ähnliches erhoffte mein Vater. —

Am Abend jenes Sonntags, da der Überfall nächtens geschehen war, kam die Kunde: der Kranich sei bei dem benachbarten Dorfe Beiërtheim in einem Getreidefeld völlig verstümmelt und zerstückt, mit krummgebogenem Hals und abgehackten Schwingen, aufgefunden worden! Die Trümmer des Vogels, zu dessen Zerstörung Riesenkräfte gehörten, wurden auf einem Dienstmannskarren heimgeführt — ein reiner Trauerzug . . .

Die Räuber, die niemals ermittelt wurden, hatten keine Ahnung davon, wieviel Unschuldige sie des Glückes beraubten. Denn mein Vater, der in glänzenden Vermögensumständen lebte und zahlreichen Menschen ein stiller Wohltäter war, schloß von jenem Tag an, der ihn seines harmlosen Bergnügens, jenes Kranichs, beraubte, gegen jedermann in tiefer Verbitterung seine vorher so freigebig gewesene Hand zu. Die Zerstörer des Kranichs hatten in ihrer Dummheit an eine solche Folge jedenfalls nicht gedacht . . .

73. Der Essigmeister von Fallingbostel.

Im netten Fallingbosteler Gasthaus „Zur Lieth“, mitten in der Lüneburger Heide, weilte ich einen hübschen Wandervräftag.

Die Lieth, nach der jenes Haus sich nannte und hoffentlich noch nennt, ist ein träge fließendes Heidesflüßchen, worin man sich ge-

machsam von den moorgelblichen Wellen tragen lassen kann, als schwimme man in einem Fäßlein zähflüssigen Oles herum. Weit- hin ist alles Land von herrlichem Heidekraut bunt bedeckt. Faling- bostel selbst ist eine, zumal von Bewohnern der Hansestädte, gern besuchte Sommerfrische und für Liebhaber der Heidelandschaft von großem Reize. —

Bei der Mittagstafel setzte sich ein alter Herr neben mich, dem ich wohl so seine siebzig Jahre gegeben hätte. Eben war die Suppe von der Kellnerin aufgetragen worden, als der greise Fremdling mit hastvoller Bier nach dem Essigkolben griff und eine unmaßige Menge scharfen Essigs in seine Suppe schüttete, die Tropfen in einer Strahlengarbe darüber sprühend.

Da konnt' ich mich nicht enthalten, ihn anzureden: „Heute hab' ich meinen Meister gefunden!“

„Wieso?“ gab er erstaunt zurück.

„Nun, ich bin auch ein starker Essigvertilger, aber auf den Ge- danken bin ich nie gekommen, meine Suppe schon zu essigen, ab- gesehen etwa gelegentlich von Linsensuppe.“

„Wie kann man solch eine fade Brühe, solch ein Geschlapper, wie Suppe zu sein pflegt, genießen, ohne tüchtig Essig dran zu gießen?“

Nach einer kleinen Gesprächspause fuhr er fort: „Oder meinen Sie, ich vermöchte mit meinen achtzig Jahren noch unablässig ganz Europa zu bereisen, wenn ich nicht täglich so viel Essig zu mir nähme? Zudem ist Essig ein Stärkungsmittel für das Ge- dächtnis.“

„Ganz meine Meinung auch! Ich habe so viele Reisen und lange Aufenthalte im Süden gemacht, ohne jemals auch nur die kleinste Uebelkeit, die unbedeutendste Magenverstauchung gehabt zu haben. Ich schiebe dies lediglich auf den blutreinigenden Essiggenuß.“

Er nickte beifällig lächelnd.

„Sehen Sie“, erging ich mich weiter, „immer, wenn ich nach Florenz kam, und das geschah früher sehr häufig, suchte ich meinen um zwanzig Jahre älteren Freund, einen schweizer Kupferstecher, auf, der aber sein ganzes Leben in Florenz hängen geblieben war. Wir speisten in witalischen Trattorien und Osterien zusammen, mittags meist im Barile, abends im Pollastri, und da machte ich mir, wie dies überhaupt im Süden üblich, den Salat selbst an. Ich goß maßlose Mengen von Essig und Öl — und zwar rotweindunkeln Essig und goldgelbes Olivenöl — und schüttete mächtig Salz und Pfeffer daran, so daß meinem guten St. Galler Freunde die Haare sich vor Entsetzen sträubten. Als ich dann gar noch zum Schlusse

die am Schüsselboden stehenbleibende Essig- und Moste mit dem Löffel bis zum letzten Tropfen voll wonnigen Behagens auslöffelte, wollte das Blut ihm vor Grauen schier gerinnen, und er meinte:

«Am Gotteswillen, kann der Mensch Essig zu sich nehmen! Aber bedenken Sie: die Ärzte hier in Florenz sind unbedingt gegen den Genuß von Essig und verbieten den Florentinern jeden Tropfen!»

„Gerade darum“, rief ich, „ist Essig gesund und man kann nicht genug davon in sich aufnehmen! Die Ärzte haben doch wahrlich das größte Interesse daran, die Menschheit krank zu machen oder doch wenigstens krank zu halten. Wär' ich Arzt, ich gründete noch heut ein Essig-Sanatorium und heilte alles mit Essig!“ —

„Nun“, und damit wandte ich mich wieder ganz persönlich an meinen greisen Tischgefährten, „wenn ich auch, wie Sie, achtzig Jahre so frisch und gesund solche Massen Essigs schlürfe, will ich mir Glück wünschen.“ . . .

Wir drückten uns die Hände, schieden voneinander wie alte Freunde mit verständnisinnigem Lächeln — nur Brüderschaft haben wir nicht in Essig getrunken. Das fehlte allein noch . . .

74. Die Bahnhofswirtin von Neckargerach.

Von der Minneburg am Neckar herabgestiegen, war ich mit meinem Wandergefährten in der Bahnhofswirtschaft in Neckargerach zu kurzer Rast eingelehrt.

Mein Freund, ein Naturapostel, Rohköstler und Gewürzfeind, entsetzte sich über meine Art, die Speisen so scharf mit allerlei Zutaten von Essig, Pfeffer, Salz und Senf zu versetzen. Ich verteidigte meine Weise und behauptete, wie so oft schon: gerade weil die Ärzte die Schärfen zu verbieten pflegten, seien diese erst recht gesund und bekömmlich.

Da mischte sich die biedere Bahnhofswirtin, die schon eine Zeitlang unserm Gesprächstreit aufmerksam gelauscht hatte, in die Unterhaltung; sie gab mir recht und meinte, sie mache es genau so wie ich und was ich von den Ärzten sage, so beruhe dies durchaus auf Wahrheit.

„Denn“, hub sie zu berichten an, „ich bin vor Jahren als Köchin zu Frankfurt am Main bei einem angesehenen, praktischen Arzt in Diensten gestanden. Mein Herr und seine ganze Familie pflegten ihre Speisen, die ich ihnen nie scharf und reizend genug zubereiten konnte, wenn sie auf den Tisch kamen, noch weiterhin zu salzen, zu pfeffern, zu kummeln, zu senfen und zu essigen, noch mehr fast als ich selber.“

«Ei», sagte ich eines Tages zu meinem Herrn, «Herr Doktor, Sie und Ihre Familie speisen tagaus, tagein so scharf, wie ich noch nichts gesehen und erlebt habe. Und dabei warnen doch die Ärzte stets vor dem allzustarken Würzen der Gerichte oder verbieten es geradezu ihren Schutzbefohlenen. Wie kann ich dieses zusammenreimen?»

«Ja, wissen Sie», klärte mich darüber der treffliche Arzt lächelnd auf, «wir Ärzte müssen das so sagen. Die Laien wollen es so; sie wollen, daß man ihnen alles Scharfe verbiete. Darum tue ich es auch ständig und verbiete es, wie meine Kollegen, meiner ganzen Kundschaft. Aber ich selber lehre mich mit den Meinigen nicht im geringsten daran und esse, wie es mir halt am besten schmeckt!» . . .

So kann man zuweilen hinter die schwankenden Kulissen der irdischen Dinge Blicke tun.

75. „Wo's hinnere geht . . .“

Am trübem Herbstabend fuhr ich mit einem biedern Handwerksmeister, einem Schuster seines Zeichens, von Heidelberg nach Karlsruhe.

Im rauchigen Wagenabteil dritter Klasse saßen wir uns gegenüber. Da erzählte er mir: er sei in seinen Jugendwanderjahren sogar bis in das ferne Italien gekommen.

Ich fragte ihn, erstaunter Neugier, wo er sich denn dort auf Arbeit aufgehalten habe?

„Ha, wisse Se, ich war dort, wo's hinnere geht nach Jerussalem.“ Er betonte die zweite Silbe, als ob es schier eine russische Stadt sei.

Noch wißbegieriger geworden, fuhr ich mit Fragen fort. „Ja, wo war denn das, in welcher Stadt?“ —

„Ha, wo's halt hinnere geht nach Jerussalem!“ —

„Hieß die Stadt vielleicht Venedig, Triest, Ankona oder gar am Ende Brindisi?“ —

„Nein, das war's alles nicht; 's war eben dort, wo's hinnere geht nach Jerussalem!“ —

Mehr war nicht aus dem erdkundigen Biedermanne herauszubringen . . .

76. Das Bad in der Nute.

In meinen mittleren Lebensjahren besuchte ich auf vielen großen Wanderungen zahllose deutsche Städte und Städtlein um geschichtlicher Bezüge willen.

So kam ich auch einmal in das idyllische Residenzlein Zerbst, weil dort im väterlichen, fürstlich anhalt-zerbstischen Schlosse die spätere, mächtige Kaiserin Katharina II. ihre Kinderzeit und erste Jugend verlebte hatte.

Damals war es nebenbei meine Besonderheit: in möglichst vielen Flüssen und Flüslein meinen Leib abzuspülen. Ich hatte kurz zuvor in der Hunte (bei Oldenburg), in der Zeeze (bei Dannenberg) und andern, den meisten Deutschen herzlich unbekanntem Gewässerlein gebadet; so mochte ich nun auch einmal von der Nute, dem zerbstischen „National-Flusse“, den badesüchtigen Körper umfluten lassen!

Ein gar gemüthliches Schwimmanstältchen empfing mich. Aber die Krone dieser menschenfreundlichen, städtischen Einrichtung war ein Gedicht, das in allen Badezellen hing, um das „Volk von Zerbst“ zu öfterem Badegenuß aufzumuntern und anzustacheln, ein Gedicht, das den derzeitigen Besitzer der Anstalt, offenbar einen ganz ansehnlichen Poeten, zum Verfasser hatte.

Da ich für solche Dinge sehr empfänglich bin, schrieb ich es mir ab. Es lag vierzig Jahre verschollen in einer Schublade; beim Aufräumen und Ordnen uralter Dinge fiel es mir, längst verloren geglaubt, wieder in die Hände.

Da es so hübsch in seiner Anspruchslosigkeit ist und der idyllischen Lage von Stadt und Bad so ganz entspricht, sogar auch den Namen des Dichters verrät, soll es einem weiteren Kreise von Lesern zugänglich gemacht werden.

Es lautete also:

„Wer erschlaft und matt sich fühlt,
Abgespannt die Nerven,
Soll nur mit Vertrauen sich
In das Wasser werfen!

Neue Spannkraft wird ihm in
Kühler Blut verliehen;
Müdigkeit und Mattigkeit
Werden ihm entfliehen.

Heiter tummle jeder sich
In den klaren Wogen!
Viele Lust um wenig Geld —
Hier wird nie betrogen.

Springet ohne Furcht hinein,
Männer, Kinder, Frauen!
Denn die Flut verlangt ja nur
Mut und Selbstvertrauen.

Das Versprechen können wir
Einem jeden geben:
Wer recht häufig steigt ins Bad,
Der wird lange leben!

August Rosdorf und Frau.

* * *

Wer könnte solch einer herzensgut gemeinten Einladung widerstehen und würde sich nicht mit inbrunstheißer Sehnsucht in die schäumenden Nutewogen?

77. Die Kaste in Rheda.

Ihr fragt wohl, wo dies weltunbekannte Nest liegen möge, dessen Name vermutlich zum erstenmal an euer Ohr tönt?

Nun, Rheda ist ein kleines Städtchen nahe der Ostsee. Es besitzt sogar eine katholische und eine protestantische Kirche, auch einen stattlichen Friedhof, am Wege vom Bahnhof in den Ort gelegen.

Man erreicht das einsame Rheda, wenn man von Danzig in nordwestlicher Richtung pommernwärts im Bummelzuggangmaß fährt, vielleicht in einer Stunde.

Und wie kam ich dazu, gerade dieses Ostseeneft aufzusuchen? Ich hatte Jahre zuvor in irgendeinem Buche gelesen, daß zu Rheda sich eine eindrucksame Ruinenkirche befinde, die, ganz von Efeu grün umspinnen, ein wunderbares Bild biete.

Der Morgenhimmel brannte in wonniger Sommerhelle, von ferne schimmerte die blaue Ostsee träumerisch herüber.

Sehe, da gelangte ich an einen weitgestreckten Platz, der auf zwei Seiten von größeren Gebäuden umgeben war.

Mitten auf dem Platze zeichnete sich eine Linie gezackt und gezirkelt ab, die wohl den Grundriß einer Kirche hätte darstellen können.

Ich befragte einen Vorübergänger nach der alten, efeuumsponnenen Kirche, und wohin der Weg zu ihr führe?

„Dort, sehen Sie, ist sie gestanden, man hat sie wegen gefährlicher Bauvalligkeit vor etlichen Jahren abtragen müssen —“ . . .

O weh, so war mein Zweck also vereitelt; ich senkte betrübt das Haupt und gedachte, mich gemachsam wieder zum Bahnhofe zurückzuzwenden . . .

Doch horch! Da klangen Lieder, wie von Schülern gesungen, aus einem der großen Häuser über den Platz herüber.

Ich schritt näher und blickte zuletzt durch das Fenster in ein Schulzimmer, worin meine fremde Erscheinung großes Aufsehen

hervortief und die gesamte Schuljugend nicht wenig zerstreut machen mochte.

Gleich darauf war Zehnminutenpause. Mehrere Lehrer und Massen von Schülern entquollen dem Bauwerk. An einen mir besonders Vertrauen erweckenden Meister der Schule trat ich heran und befragte auch ihn um die Kirche, um derentwillen ich nach Rheda verschlagen worden war. Er bestätigte mir das Schicksal des abgebrochenen Gotteshauses.

Da ich noch über zwei Stunden Aufenthalt vor mir hatte und die Zeit gerne mit etwas Außergewöhnlichem ausfüllen mochte, legte ich ihm bescheidenlich nahe, ob ich vielleicht seinem Unterricht etwas beizubringen dürfte.

Er hatte mich ein bißchen mißtrauisch mit zweifelnden Blicken gemustert, so etwa, als argwöhne er, ich könnte möglicherweise gar ein fernher gekommener, verkappter Schulrat sein, der ihm unerkannt auf den Zahn fühlen wolle; daher stellte ich mich ihm vor.

Nun willigte er freundlich ein.

Im Schulzimmer begrüßten mich die Schüler mit feierlicher Begrüßung. Der Lehrer legte mir zahlreiche Zeichnungen seiner Zöglinge nach einer neuen, von ihm erfundenen „Methode“ vor und erkundigte sich, ob ich lieber Rechnen oder Geschichte vorgenommen haben wolle. Ich wählte natürlich Geschichte.

Und nun wurde der Siebenjährige Krieg durchgenommen. Ich war betroffen, wie beschlagen die Knaben in sämtlichen Schlachten jenes Krieges waren, nicht, daß sie nur die einzelnen Kämpfe nach Jahr und Tag am Schnürchen herzusagen wußten, sie konnten sogar genau angeben, wie die Schlacht um 11 Uhr, um 12 Uhr, um 3 Uhr gestanden sei! Dies beeindruckte mich Geschichtsfreund sehr.

Die Krone von allem aber war, daß sie der Reihe nach die Wahlsprüche sämtlicher Hohenzollernfürsten vom ersten Kurfürsten Friedrich I., also von 1417, bis zum letzten Hohenzoller wie im Traume herunterzuspeln vermochten.

Als ich der Klasse, vom Lehrer befragt, verriet, daß ich aus Karlsruhe in Baden komme, da mußten sie mir auf der Landkarte Deutschlands alsbald meine Heimat zeigen.

So waren die Stunden der Rast in Rheda wie im Flug entschwinden, und ich verließ mit den freundlichsten Eindrücken das einsame Städtchen, eine schöne Erinnerung an den Lehrer und die Schüler von Rheda mit mir heimnehmend, von Rheda, das, wie eine ferne Goldinsel, die blaue Ostsee dahinter, zuweilen in wachen Träumen mir herüberleuchtet . . .

78. Seltamer Zimmerschmuck.

Beim Besuch einer mir bekannten Familie zu Emden in Ostfriesenland fiel mir ein eigenartiger Wandschmuck auf, der mir zeitlebens im Gedächtnis haften geblieben ist.

Aber dem Sofa hing, eingerahmt in breitem Rahmen wie ein Bild, eine beschriebene Schiefertafel: es war die Schultafel eines unlängst verstorbenen Töchterleins jenes Hauses!

Auf der schwarz dunkeln Tafel stand noch, kindlich schön und regelmäßig geschrieben, in weißen Griffelzügen die letzte Aufgabe des fleißigen Kindes, das seinen Eltern so früh entrissen ward.

Es war ein unbeschreiblich rührender Anblick — und doch konnte ich mich nicht ganz dabei des Eindrucks erwehren: es hatte zugleich mit dem Rührenden etwas eigentümlich Krasses, Geistermäßiges, dessen Schauer ich nie wieder los werden konnte, und das nicht übel in ein Drama von Ibsen gepaßt hätte . . .

79. Der Fäinschmecker aus Ostpreußen.

In der „Bergwirtschaft“ beim Bade Pyrmont setzte sich ein Ostpreuße zu mir an den Tisch und begann:

„Das ist hier so schön, daß nur fäines Publikum hier ist; wissen Sie, ich sehe sehr darauf, nur mit fäinen Leuten zu verkehren; in den Ostseebädern ist alles so verpöbelt, daß fäine Leute nicht mehr hingehen können; ich habe mich einem Berufe gewidmet, worin ich nur mit den fäinsten Leuten zu tun habe. Sie haben das vielleicht schon gemerkt: ich habe mich nämlich zur kaufmännischen Laufbahn entschlossen, und zwar zur höheren «Holzbranche» (!). Sie glauben es vielleicht kaum, aber in dieser hat man Gelegenheit, nur mit ganz fäinen, ja mit den allerfäinsten Leuten in Berührung zu kommen.“

Ich war sprachlos vor so viel Fäinheit und fühlte mich nicht wenig geschmeichelt, daß dieser Fäinschmecker vor dem Herrn mich überhaupt angeredet und gar einer längeren Unterredung begnadigt hatte.

80. Gedanken am Fritz-Reuter-Stein.

Ein Sonntagmorgen im August war's.

Ich kam von Dömitz in Mecklenburg, wo ich Fritz Reuters Gefangenzelle besucht hatte, der letzten Staffel seines Kerkerlebens. Dieser „Kerker“ war freilich kein finsternes, moderiges Verlies mit Ratten und Mäusen, mit eisernen Armsfesseln, an Steinwände geschmiedet, sondern ein kleinbürgerliches Wohngefaß, worin sich schon atmen ließ, wenn nicht der Mangel an Freiheit gewesen wäre.

Ich fuhr mit der Bahn von Dömitz nach Neu-Kallß, um den im Wald, im tiefen Walde liegenden Fritz-Reuter-Stein zu besichtigen. Der Weg ward mir in ungebrochener Waldeinsamkeit zuletzt fast ein bißchen ungemütlich — da schickte mir der Himmel trotz des Sonntagmorgens einen Bauer, der auf hohem Leiterwagen — dort sagt man: Erntewagen — lustig in die Welt hineinkutschte. Schnell entschlossen mietete ich dieses Gespann um zwei Mark und rasselte nun selber hoch zu Erntewagen durch den wilden Wald, schneller und gesicherter, nach dem erinnerungsreichen Reuterstein, den ich um jeden Preis gesehen haben wollte.

Dieser gewaltige Steinklotz liegt an einem Kreuzwege, wo vier Straßen zusammenstoßen, und wohin Fritz Reuter nach Abbüßung seiner siebenjährigen Festungshaft zuerst gelangte, und, wie er am Schlusse seiner „Festungstid“ so herzergreifend schildert, nicht wußte, welchen Weg er, als frühgealterter, um seine Jugend geprellter Mensch, in die unsichere Zukunft einschlagen sollte.

„Wat nu?“

Er nahm den zufälligen Laufwillen seines Hündchens als Götterwink und folgte diesem Tierchen schicksalergeben auf seinen Spuren . . .

Hier, am Reuterstein, befallen einen allerlei trübe Gedanken an die traurige deutsche Geschichte. Hier wünscht man, daß jener unselige, engherzige Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. schon 1830, statt erst 1840, das Zeitliche gesegnet hätte. Wieviel namenloses Unheil und Unrecht an unnötiger, folgenschwerer Demagogerie, an überflüssiger Burschenschafterverfolgung, an frevelhafter Einsperrung edler, unschuldiger, ideal gesinnter, deutscher Männer und Jünglinge, an herzloser, ja wahnwitziger Hinausstoßung großer staatsmännischer und soldatischer Begabungen in die amerikanischen Urwälder wäre dann ungeschehen geblieben! . . .

81. Der gute Magen von Rostock.

Zu Rostock — ich glaube gar, es war im Fritz-Reuter-Keller — saß ich zufällig am Mittagstisch einem sehr alten Herrn gegenüber. Da rief er den Kellner heran und gab ihm hüstelnd die seltsame Bestellung in Auftrag:

„Bringen Sie mir einen glühheißen Grog und ein Glas eis-kalten Biers!“

Ich horchte hochauf und konnte mich nicht enthalten, ihm zu sagen:

„Sie scheinen in Ihren Jahren noch einen selten guten Magen zu besitzen.“

„D ja, das kann ich mit meinen neunzig Jahren noch ganz gut ertragen. Ich bin der älteste Bürger von Rostock“, erwiderte er mit dünnfisteligem, zitterigem Altersstimmchen.

Der Kellner brachte das Gewünschte und der beneidenswerte Neunziger schlürfte wechselweise bald einen Schluck des vulkanhaft heißdampfenden, bald des nordpolhaft eiskalten Getränkes aus frostlig angelaufenem Bierglas, ohne selbst einen Bissen Brotes dazu zu nehmen.

Ich wünschte ihm, mit solch gutem Magen sein Jahrhundert noch vollenden zu wollen, und nahm Abschied von ihm.

82. Der Venus-Geibel von Lübeck.

Bei einer mir befreundeten Familie zu Lübeck war ein neues Zimmermädchen in Dienst getreten.

Im Besuchszimmer des Hauses stand die ziemlich große Gipsstatuette der Venus von Milo.

Die Tochter des Hauses gab der neuen Ankömmlingin Anleitung, wie sie die gute Stube des Morgens abzustäuben und auszuputzen habe. Insbesondere legte sie dem Mädchen die größte Sorgfalt in der Behandlung der gipfernen Venus von Milo ans Herz.

„Seien Sie ganz unbesorgt“, versetzte die frische Zimmerfee, „ich bin gewohnt, mit solchen Puppen umzugehen — nebenbei bemerkt: in Norddeutschland heißen sie alle derartigen Figuren, ja, selbst die lebensgroßen Denkmäler auf den öffentlichen Plätzen im Volksmund: Puppen — meine frühere Herrschaft hatte auch so einen «Geibel» in ihrer guten Stube stehen und alle Morgen sagte meine Dame:

«Geben Sie um Gottes willen ja recht auf meinen ‚Geibel‘ acht, daß nichts damit beim Abwischen des Zimmers passiert.»

Daher bin ich es gewohnt, solche Puppen zu behandeln.“ . . .

Die frühere Hausdame der Dienerin hatte natürlich die Gipsbüste des großen lübischen Dichters Emanuel Geibel im Besitze, dessen sorgfältige Behandlung sie dem Mädchen ans Herz legte, und die niederdeutsche Unschuld vom Lande meinte in ihrer göttlichen „Naivetät“, daß man alle derartigen weißen Gipsfiguren „Geibel“ heiße . . .

83. Der Flügel-Landwirt aus Holstein.

Unter diesem Manne darf man sich keinen niederdeutschen Bauern mit hellenischen Klaruschwingen, auch keinen pausbäckigen Posaunenengel mit farbendick aufgetragenen, bäurisch-schönbemalten Gipsflügeln vorstellen, wie sie häufig in Dorfkirchen über dem

Laufbecken so stimmungsvoll schweben, sondern es ist ein wohlgenährter, behäbiger, holsteinischer Landmann, der vom Lande nach Lübeck hineinwandert, um sich einen Flügel zum Musikmachen zu erstehen.

Der Klavierhändler war einigermaßen erstaunt, daß der Landmann einen kostbaren Flügel von Steinway-Érard sich anschaffen wollte, denn einen solchen bestellte er. Indes er bedachte, daß die Bauern in Holstein in alten Friedenszeiten zum Teil recht vermögliche Leute waren, die sich schon ein solches Luxusmöbel zu leisten vermochten. Und da der eigenartige Besteller die bedeutende Kaufsumme ohne Zögern bar auf den Tisch legte, so konnte es dem Verkäufer im übrigen recht sein, da ihn sonst ja die Sache nichts anging . . .

Wer aber beschreibt das Verwundern des Pianofortehändlers, als nach einigen Tagen schon derselbe Bauer abermals in seinem Geschäft auftauchte und einen zweiten, ebenso kostbaren Flügel bestellte!

Nun vermochte er denn doch den Wunderfisch nicht länger zu zügeln, und er fragte, staunensvoll, den rundbauchigen Holsteiner.

„Entschuldigen Sie, wird denn bei Ihnen daheim so viel Hausmusik gemacht, daß Sie sogar zwei solcher Flügel sich anschaffen?“

„Ach nein“, gab der flügelkauflustige Landmann zur Antwort, „Musik wird bei uns gar nicht getrieben; aber es gehört nun einmal ein solches Instrument in ein gutes Zimmer, und da ein Flügel allein etwas gegen die Gleichordnung — Symmetrie — Verstößendes hat, ja gewissermaßen in der Stube hängt oder hinkt, so dachten meine Frau und ich, nun schaffen wir gleich zwei solcher Dinger an, dann ist das schöne Gleichmaß fürs Auge hergestellt.“ . . .

84. Ein seltsames Grab.

Unweit der tuchberühmten Industriestadt Rottbus liegt das Schloß Branitz, das einst dem Fürsten von Pückler-Muskau gehörte.

Der Besitzer des parkumgebenen Schlosses war vorzeiten einer der meistverschlungenen, deutschen Schriftsteller und zugleich der größte deutsche Gartenkünstler des 19. Jahrhunderts.

Mehrere deutsche Fürsten, so Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar, ließen verschiedene ihrer Parkanlagen, so in Ettersburg, so in Wilhelmstal bei Eisenach, nach den Anweisungen des genialen Fürsten Pückler neu anlegen.

In seinen Schriften überwucherten derart die Fremdwörter unsere vielmarterte, deutsche Muttersprache, daß man sogar ein Zeitwort bildete: „pücklern“, was soviel bedeutete als: unsinnig viele Fremdwörter gebrauchen! Das mag der Hauptgrund sein, daß

seine sonst meist fesselnden Werke heute nicht mehr recht genießbar, ja völlig vergessen sind.

Ein Volk, das seine Sprache mißachtet, ist der Vernichtung verfallen; ein Volk, das seine Sprache ehrt und rein hält, wird sich aus Tiefen des Verfalls und der Knechtschaft immer wieder emporringen.

Fürst Pücklers „Briefe eines Verstorbenen“ und gar „Semilassos vorletzter Weltgang“ zählten seiner Zeit zu den beliebtesten, vornehmsten Lesewerken der Deutschen.

Früher hatte er das Schloß Muskau besessen, wo er auch geboren war und nach dem seine Familie hieß, Muskau, dessen Riesenspark er aus dem Nichts erschaffen hatte. Dann, als ihm in seinem Erbe nichts mehr zu tun übrig blieb, erwarb er dieses Branitz, dessen Park er gleichfalls aus dem Erdboden hervorzuberte.

Und hier ließ er sich auch zur letzten Ruhe bestatten:

Mitten im weitgestreckten Parke liegt ein seeartiger Weiher, mit grünen Wasserlinsen zugedeckt. In der Mitte des verträumten Gewässers erhebt sich eine gewaltige, regelrechte Erdpyramide, von grasigem Grün übersponnen, alles Grün in Grün . . .

Und hier hat „Semilasso“, ähnlich einem altägyptischen König, inmitten seiner großartigen Parkschöpfung die letzte Ruhestätte gefunden, er, der ruhelose Reiseschriftsteller, er, der gedankenschöpfende Gartenkünstler, er, der wortfunkelnde „Globetrotter“ . . .

85. Das Grab eines Verschollenen.

Auf dem Friedhofe zu Muskau — demselben Muskau, wo sich der berühmte Park des großen Gartenkünstlers und einst vielgelesenen Schriftstellers, des Fürsten von Pückler-Muskau, befindet — ist das Grab eines ziemlich vergessenen Dichters, eines Dichters, der das Unglück hat, nicht mehr in die heutige Zeit zu passen, der aber, um seiner Gediegenheit willen, sicherlich auch wieder einmal seine Auferstehung feiern wird.

Auf der Ruhestätte liegt ein großer Sandsteinwürfel, einfach und schmucklos, und auf dem Steinwürfel stehen nur die zwei schwerwiegenden Worte: Leopold Schefer. Sonst nichts.

Dieser Lote hier ist der Verfasser des einst vielbeliebten, weitverbreiteten, wie ein weltliches Andachtsbuch fromm genossenen „Laienbreviers“. Dieses in reinlosem Blankvers geschriebene Buch ist nur für reife, gereifte Menschen, die vom Schicksal geprüft worden sind, keine „Lektüre“ für junge, leichtfüßig umherschwirrende Libellen. Es vereinigt in nicht leicht wieder vorkommender Weise

die zwei so grundverschiedenen Wesensarten: Lehrhaftigkeit und Dichterhaftigkeit.

Und wenn dieses Buch bloß die unsterblich-schönen Zeilen enthülte:

„Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe
Sie Tag und Nacht um dich und liebe sie
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind
Sie dein! nicht länger!“ usw.

so wäre es ein Dichterwerk, das die Menschheit ewig an ihr Herz pressen sollte . . .

Leopold Schefer, dessen Leben — abgesehen von einer mehrjährigen Fahrt ins Morgenland (1816—1820), zu der ihm sein Freund und Brotherr, eben jener romantische Graf, später Fürst Pückler-Muskau, die Mittel großstilig gewährte — sich in dem weltstillen, niederlausitzischen Städtchen Muskau weltzurückgezogen abgespielt hat, hatte den Erstausgaben seines „Laienbreviers“ eine wundervolle Vorrede vorangestellt gehabt, die er später, mir unbegreiflicherweise wieder unterdrückt hat. Da sie so einzig schön ist und den tiefen, unsagbar „sympathischen“ Menschen Leopold Schefer von seiner herrlichsten Seite zeigt, möchte ich sie spätern Lesern nicht vorenthalten.

Sie war eine wundersame Widmung an seine Gattin und lautete also:

„Liebes Weib! erröte nicht, überrascht in der bescheidenen Seele, daß ich dir alles widme, was ich in Herzen und Geist getragen. Kann ich weniger dein nennen, so wenig es sei, da du mir alles geweiht und geschenkt: deine Liebe, Leben, Jugend und Schönheit, alle die Tage, die Frühlinge, jeden Gedanken, jedes Gefühl — dich selbst! und auf welche Dauer! Denn selbst nach dem vollständigsten Weltuntergang soll ja niemand mehr freien, noch sich freien lassen und so bist du und bleibst du denn meine einzige Frau seit aller Zeit und auf alle Ewigkeit! Allen ist alles einzig, jede Freude, jeder Schmerz.

Und, liebe Seele, das wußten wir beide, so haben wir gelebt, so uns geliebt, so ruhig, ja fast verborgen und ungelannt gestrebt, das einfach-schönste Glück aller Menschen, aller Zeiten in unserem Hause an uns und durch uns wahr zu machen. Und fast ein Vierteljahrhundert ist das uns gelungen in Genüge und Frieden.

Dir gegenüber, mitten unter den Kindern, ist alles geschrieben. Und wenn du mich einst begraben hast, dann bewahre das arme, kleine Lämpchen, das mir leuchtete, während

ihr schließt. O, unseres schönen, trotz so mancher Versagung köstlichen Lebens!

Machte ich dir die Welt klarer, so lehrtest du mich das gute, fleißige Weib, die treue, immer sorgsame Mutter. Und wenn ich dann Frauen in ihrer Ehrenhaftigkeit, Herzinnigkeit, in ihrem unschätzbaren Werte dargestellt, von wem konnte ich das lernen? woher quoll der Friede und die Zufriedenheit in unserem Laienbrevier, als aus dem Genuß eines Menschenglückes zumeist nur durch dich —“

Gibt es eine herrlichere Vorrede zu irgendeinem Buch auf der ganzen Welt, als die, von dem verfaßt, der in diesem einsamen, verschollenen Grabe ruht? . . .

86. Von Denkmälern.

Ende der 1880er Jahre ging ich zu Dessau durch die Kavalleriestraße und suchte vergeblich nach dem Denkmal Wilhelm Müllers, des Sängers der Griechen- und Müllerlieder.

Im neuesten Bädeler stand nämlich klipp und klar: dieses Standbild aus parischem Marmor, für das die dankbare Regierung des Königreichs Hellas den Steinblock gespendet habe, erhebe sich vor dem Gymnasium in genannter Straße.

Schon begann ich an meiner Sehkraft zu zweifeln. In meiner Not fragte ich bald diesen, bald jenen der Vorübergehenden. Alle schüttelten achselzuckend die Köpfe. Selbst eine rührselige Marktfrau verschmähte ich nicht, anzuzapfen, im Gedanken, daß Weiber aus dem Volke sich zuweilen mehr als die Mannswelt für Dichter und Dichtkunst erwärmen.

Ein etwas faßlehafter Modegeck, scheinbar ein Offizier im Bürgerkleide (Zivil), den ich ebenfalls befragte, schnarrte den Frager im schönsten Gardeleutnantston an: „Was ist das für ein Mülläar?“ — Fast verschämt stammelte ich: „Wilhelm Müller, der Dichter der Griechen- und der Müllerlieder.“ — „Bedauere, kann nicht dienen.“

Ein findiger, kleiner Gymnasiumslehrling, der unsere lautgeführte Unterhaltung als neugieriger Zuhörer belauscht hatte, trat nun aus seiner Zurückhaltung heraus und rief: „Ah, Sie suchen das Müllerdenkmal? Sehen Sie, das soll einmal dorthin kommen, dort steht bereits der Grundstein im Gebüsch!“

Und richtig, da hob sich auf einem Rasen etwa schuhhoch eine steinere Platte, worauf später wohl einmal ein Denkmal thronen konnte.

Wir Dreie sahen lächelnd einander an und ich zeigte beiden die

bezügliche Stelle im Reisebuche. Der schlaue Bädeler hatte, wohl, um nicht allzu schnell zu veralten, im neuesten norddeutschen Reise-
führer das erst künftig zu errichtende Dichterdenkmal schon glück-
lich vorweggenommen gehabt.

* * *

Viele Jahre später stand ich zu Eisenach am eigen-schönen Denk-
mal, das meinen alten Gönner, den Großherzog Karl Alexander von
Sachsen-Weimar-Eisenach, den hochherzigen Wiedererneuerer der
Wartburg, mit großer Naturtreue darstellt. Genau so, in derselben
Haltung, habe ich ihn oft in den Sälen des Weimarer Schlosses
an eine Konsole lehnen sehen.

Auf gegossener Metalltafel prangt ein Distichon, das anhebt:

„Edel, kraftvoll und schlicht, wie die Burg, die du sinnend erbauest“
usw.

Da nahten zwei Wanderer in Lobenkleidern und Kniestrümpfen,
stellten sich neben mich und der eine begann zu seinem Gefährten:
„Du, des is eener von den Herzögen von Sachsen-Alten-
burg!“ worauf der andere schlagfertig zurückgab: „Ach nee, des
is gar keen Herzog, des is ja der Architekt, der die Wartburg er-
baut hat; da steht ja deutlich «wie die Burg, die du sinnend er-
bauest!»!“

Ich mußte mit Gewalt eine laute Lache verbeißen, fand mich
aber nicht bemüßigt, solchen Gesellen und Landfahrern irgendwelche
Belehrung angedeihen zu lassen . . .

87. Das Gleimstift zu Halberstadt.

Eine für Freunde deutschen Schrifttums besuchenswerte Stätte ist
das Gleimstift zu Halberstadt mit seinem „Freundschaftstempel“.
Der alte Gleim (1719—1803) ließ bekanntlich auf seine Kosten
alle seine dichterischen Freunde malen. Ohne die Verwirklichung
dieses schönen Gedankens, wüßten wir heute von vielen Dichtern
des 18. Jahrhunderts nicht, wie sie ausgesehen haben.

Bei meinem ersten Besuch des Gleimstiftes, 1889, brachte man
den Fremden noch ein übergroßes Vertrauen entgegen. Der auf-
sichtführende Lehrer, zugleich Hauswart, der etliche Stunden zu
geben hatte, ließ mich, den er zum ersten Male sah, die ganze,
lange Zeit allein mit den großen handschriftlichen Schätzen des
Stiftes, so mit Originalbriefen Schillers an Gleim aus seiner
Mannheimer Jugendzeit und ähnlichen Schrifttumswerten. Es war
mir nahezu peinlich, unbeaufsichtigt mit derartigen Wunderstücken
mutterseelenallein zusammengelassen zu werden — wäre nach mir

ein Handschriftendieb gekommen, wäre der Verdacht unter Umständen auf einen Unschuldigen gefallen.

Bei jenem ersten Besuche lag in einem Saale des Stiftes ein Hut Friedrichs des Großen, unter einem Schauglaskasten ausgestellt. Gleim erhielt den Hut auf seinen glühenden Wunsch als besondere Vergünstigung durch die Huld seines Gönners, des Prinzen Heinrich von Preußen, eines Bruders des großen Königs.

Als ich 1904, also fünfzehn Jahre später, das Gleimstift zum andern Male betrat, war man inzwischen vorsichtiger geworden — vielleicht hatte man schlimme Erfahrungen mit Fremden gemacht —, ein junges Mädchen, die Tochter des Hauswarts, ließ keinen mehr allein und führte verständigerweise die Aufsicht.

Als bald fahndete ich nach dem berühmten Hute — doch er war samt seinem Glaskasten verschwunden! Ich erfuhr, daß man ihn nach Berlin in das Hohenzollernmuseum überführt habe! Und zwar auf einen allerhöchsten Wunsch! . . . Hatte man nicht genug Hüte Friedrichs des Großen in Berlin, und mußte man ausgesucht diesen, für Gleim besonders bestimmten Hut noch dazuraffen?

Jedenfalls sollten die Halberstädter nicht Ruhe halten, bis der ihnen geraubte Hut, der ins Gleimstift von Gottes- und Rechts wegen geschichtlich gehört, aus Berlin wieder mit Ehren zurück-erstattet wird . . .

88. Der Jagdhund von Porta.

Auf einer nordwestdeutschen Wanderfahrt stieg ich von Porta durch einsames Waldgehölze zum Nationaldenkmal der Provinz Westfalen empor.

Beim Eintritt in den Bergwald schloß sich mir, der ich gar kein sonderlicher Hundesfreund bin, ein Jagdhund, der offenbar herrenlos sich da herumtrieb, mit einer mich geradezu verblüffenden, rätselhaften Treue an. Scheinbar fühlte er großes Anschlußbedürfnis an Menschen und zudem eine entschiedene Zuneigung zu mir. Denn keinerlei Versuche, das Tier von mir hinwegzuschrecken, fruchteten etwas; immer wieder war er mir zur Seite, als wär' er vom Schicksal dazu bestimmt.

Und eigentümlich! Mitten im Wald, auf dessen Wegen mir am Bochenvormittag keine Seele sonst begegnete, saßen auf einer Bank zwei höchst verdächtig dreinschauende Gesellen, vermutlich Handwerksburschen, so daß mir die Nähe dieses Hundes bald wie eine gottgesandte Fügung erschien. Denn sein Schreiten neben mir gab mir vollständige Beruhigung und Sicherheit.

Die Kerle sahen aus, als planteten sie einen Raubüberfall auf

einsam des Pfades ziehende Wanderer; aber angesichts des großen Tieres schienen sie wie gelähmt. Sie wußten ja nicht, daß mir das wunderfame, vierbeinige Wesen soeben erst zugelaufen war.

So kam ich denn auch unbehelligt und von meinem Schutzgeiste treu geleitet, zum großartigen Denkmal hinauf und später wieder nach Minden hinunter.

Hier jedoch erwuchs mir eine wahre Mühe, den Hund wieder loszubekommen, denn auf meiner Weiterfahrt konnte ich mich unmöglich mit ihm beschweren. Ich spielte geradezu Verstecken mit ihm, verbarg mich vor ihm hinter einer Haustür und konnte deutlich aus meinem Hinterhalte beobachten, wie er ganz verzweifelt mich allenthalben suchte.

Als er um eine Ecke gerannt war, lief ich eilends zum Bahnhof und entschwand mit dem nächsten Zuge vor dem schicksalgevollten Retter und Schutzengelhunde, mit gemischten Gefühlen, denn ich war ihm wirklich zu Danke verpflichtet, wie noch keinem Hunde vor ihm.

89. Fräulein Voltes Schweinerippchen.

Wer sich einen festlichen Wandertag, einen Tag des Genusses urdeutscher, ur norddeutscher Landschaft bereiten will, setze sich zu Minden oder Karlsruhen auf das reizende Dampferchen und fahre die Weser, diesen köstlichen Fluß, nach Hameln hinunter, um den „Rattensänger“ zu besuchen.

Wer die Hameln, die Hildesheim, die Goslar, die Einbeck, die Langermünde und ähnliche Städte und Städtchen nicht in Augenschein nahm, soll sich beileibe nicht die Einbildung anmaßen, sein Deutschland zu kennen.

Wer aber Genuß auf Genuß häufen, und, gleich den Riesen sagenhafter Vorzeit, den Pelion auf den Ossa türmen will, unterbreche die Fahrt auf einige Stunden in Hörter, besuche sich dort die alten Gebäude: den Heisterhof, das Lillihaus, das Rathaus von 1613; genieße vom Felsenkeller aus des schönen Blicks ins Wesertal, das hier mit Schilf- und Uferweidenumgebungen von fern an das Neckartal bei Tübingen gemahnt; wandere durch den herrlichen Kastanienbaumweg zur Abtei Corvey, wo Hoffmann von Fallersleben von 1860—1874 als Leiter der Bücherei des Fürsten von Hohenlohe-Ratibor-Corvey vorstand, und verrichte seine stille Andacht auf dem Schloß- und Klosterfriedhof am Grabe des Dichters von „Deutschland, Deutschland über alles“!

So tat ich dies wiederholt. Im empfohlenen Speisehaus des Fräuleins Volte zu Hörter lehrte ich hungrig ein. Die freund-

liche Wirtin bot mir Schweinerippchen an, die ich zuerst entschieden zurückwies. Da meinte sie jedoch: ich solle sie nur getrost bestellen; sie bereite Schweinerippchen, wie ich sie wohl selten in der Welt genossen habe! Solcher Zuspruch reizte mich dermaßen, daß ich dieses Gericht kochen ließ, und, in der That, nirgendwo habe ich Schweinerippchen in solcher Trefflichkeit zu Kosten bekommen, wie die wahrhaft klassischen des Fräuleins Volte zu Hörter an der Weser.

Sie verdienen die Unsterblichkeit; nicht weniger verdient dies aber auch die unerhört billige, mehr als preiswürdige Zechen: Für Fleischbrühe mit Ei, die weltberühmten Schweinerippchen, eingemachte Stachelbeeren, Harzer Käse, Butter, Brot, drei mächtige Gläser Apfelwein und zwei Fläschchen Johannaberger Tafelwasser, nebst Ansichtspostkarte und einer Fünfpfennigmarke berechnete mir Fräulein Volte, alles in allem, nicht mehr als — zwei Mark!

Ehre dem Andenken dieser Schweinerippchenzubereiterin aus alten, seligen Friedenszeiten!

90. Melsungen.

Vor einem halben Dutzend Jahren etwa führte mich der Heimweg von einer Vortragsreise nach Hamburg und Kassel, etliche Eisenbahnhaltestellen südlich Kassels, an einem auffallend hübsch gelegenen Städtchen im Tale der Fulda vorüber. Es führt den mir wenigstens angenehm ins Ohr tönenden Namen: Melsungen.

Seit jenem Tage hegte ich das Verlangen, einmal im Leben einen Tag dort zu verbringen. Der Ruhm seiner Fachwerkbauten war zudem zu mir gedrungen und verstärkte meine Sehnsucht.

Im letzten Jahre nun rief mich ein Ruf zum Dichtertag auf die Wartburg. Als bald jauchzte es in mir: Jetzt aber läßt du dir das unbekannt geliebte Melsungen nicht entgehen!

Und so geschah's.

Vom Eisenbahnknotenpunkt Bebra, der übrigens selber durchaus ein Aussteigen und einen beachtenden Blick verdient, und nicht nur als Durchraststätte zu bewerten sein sollte, gelangt man nach einer kleinen Bahnfahrt an den gewünschten Ort. —

Am Nachmittage kam ich in Melsungen an und stieg in einem uralten, hohen Hause, dem Rathaus gegenüber, ab. Es führt das schlichte Wirtschilde „Zum Prinzen“; nicht etwa „Zum Prinzen Christian“ oder doch wenigstens „Zum Erbprinzen“, sondern einfach: „Zum Prinzen“. Es soll, wie der Gasthauswirt mir beteuerte, schon seit einem halben Jahrtausend als Herberge gedient haben. In diesem Falle dürfte es also mit dem „Riesen“ in Milten-

berg am Main und mit dem „Goldenen Anker“, vormalig der „Gülden Gans“ zu Saalfeld in Thüringen, und dem „Bären“ zu Freiburg im Breisgau erfolgreich in einen Altertumswettbewerb treten können.

Die kleinstädtische Höflichkeit der Nelsunger Einwohner ist dermaßen groß und freundenfreundlich, daß die unten Vorüberwandelnden, wenn ich aus dem Fenster meines eine Treppe hoch gelegenen Gastgelasses auf die Straße hinabblickte, in unerhört zuvorkommender Weise vor der Fremdlingserrscheinung Hut und Mütze lüpfen. Kannte ich ja doch keine einzige Nelsunger Seele persönlich. So etwas von rührender Artigkeit war mir auf meinen unzähligen deutschen und außerdeutschen Wanderungen noch niemals vorgekommen und hinterließ mir den angenehmsten Eindruck.

Ein Gang durch die an hohen, steilen Fachwerkgiebelhäusern überreiche, kleine Stadt lohnt den Besuch vollkommen. Ein altes Schloß ist noch vorhanden, heute zu Büros und Diensträumen verwendet. Ein urwüchsig dicker, aus der Erde sprießender Riesensbaum einer Glycerie verzweigt und verästelt sich ins Ungeheure, wie man es selten sieht, und umspinnt die alten Mauern mit wahrhaft königlichem Gespinnst.

Unter den auffallenden, uralten Gassennamen blieb mir einer in lebhaftem Angedenken: die Tränkelücke . . .

Zum Abendbrot ließ ich im „Prinzen“ mir grünen Salat, Harzer Käse und Butterbrot munden, wozu ich ein treffliches Hessisches Löwenbier trank. Bei diesem Wappennamen wird ein so geschichtlich geeichter Mensch wie ich allein schon vom Hauche der hessischen Geschichte kräftig umweht. Nelsungen war nämlich dereinst ein kurhessisches Städtchen.

Nach gutverschlafener Nacht setzte ich meinen Gassengang in nächster Frühe fort. Eine Merkwürdigkeit, gewissermaßen ein Wahrzeichen von Nelsungen, ist der „Bartenweker“.

Um zwölf Uhr mittags — und nur um diese Stunde, nicht etwa auch um die mitternächtige Geisterstunde — tritt dieser Beilweker hoch auf dem Rathaus aus seinem Häuschen und weht zum Glockenschlage sein Beil. Zuschauergruppen pflegen sich dann auf dem Plage zu versammeln und der „grotesken Figur“ auf dem Rathausdach einige Augenblicke freundlicher Aufmerksamkeit zu schenken.

Aber, da ich ein höchst persönlicher Sterblicher bin, vielleicht am unvergeßlichsten hat sich mir ein Nelsunger Kolonialwarenhändler, der auch mit Ansichtspostkarten handelte, ins Gedächtnis eingerammt. Dieser Biedermann, der mit begreiflicher kleinstädti-

scher Neugier mich musterte, überwand seine bescheidene Scheu und wagte die unschuldige Frage an mich zu richten:

„Mein Herr, darf ich fragen, welches ein Geschäft führt Sie in unser abgelegenes, weltfernes Städtchen?“

Ich erwiderte ihm: „Mich führt gar kein Geschäft hierher; ich bin lediglich gekommen, um mir einmal Messungen zu betrachten.“

Da schaute er mich lange, wie traumversunken, an; dann endlich brach er sein Schweigen und hub mit einer zu den tiefsten Tiefen meines Herzens dringenden Stimme bedachtsam, wie tropfenweise, an:

„Sie müssen ein glücklicher Mensch sein, daß Sie so umherreisen und die Welt mit ihren Sehenswürdigkeiten sich so zu betrachten vermögen!“

Aus seinem tiefsten Herzensgrunde zitterte offensichtlich das heiße Wunschverlangen, auch einmal seine Kleinstadt verlassen, Metermaß und Gewichtsteine seines Geschäftes mit einem Wanderstecken vertauschen zu können.

Selten hat mich ein zufällig auf Reisen an mich gerichtetes Wort so herzbeweglich ergriffen . . .

Und so möchte ich das liebe, gemüthliche Messungen nicht aus den Erinnerungen meines deutschen Wanderlebens missen . . .

91. Scheingeistlicher in Nord und Süd.

Fast allenthalben auf meinen Reisen ward ich für einen Geistlichen verzolet: ich ging glattrasiert, trug eine goldene Brille, hatte ein etwas rundliches Gesicht, und so war der Priester fertig: erst nur Kaplan, stieg ich mit den Jahren natürlich die Leiter sprossen der Hierarchie hinan . . .

Im oberbayrischen Wallfahrtsort Altötting, wo man doch wahrlich schon hätte lernen können, echte Priester von falschen zu unterscheiden, nahte sich mir die biedere Hauswirtin in frommer Scheu und hub gar ehrfürchtig an:

„Heut am Freitag werden Hochwürden kein Fleisch genießen? Wir haben aber guten Pfannkuchen und einen herrlichen Salat.“

Ich, ihren guten Glauben ihr belassend, etwas auf den Stockzähnen lächelnd, die Rolle glücklich spielend, entgegnete:

„Nein, beileibe nicht, heut' esse ich kein Fleisch“, und ließ mir eine dem geistlichen Herrn doppelt sorgfältig zubereitete Tracht Pfannkuchen und eine Schüssel großartigen Kopfsalates dazu schmecken . . .

Zu Bastia auf der Insel Korsika sprach mich im Gasthofswagen eine Dame, offenbar eine Wienerin, neugierig-behåbig an:

„Reisen der hochwürdigste Herr auch nach Livorno?“ Ich bejahte, bemerkte jedoch schmunzelnd: ich sei kein Geistlicher. Da platzte sie lachend heraus:

„Sie schau'n aber auch gaar so ährwürdig aus!“ . . .

In Aschaffenburg, einer Lieblingsstadt von mir, die ich oft zum Schlußsteine deutscher Wanderungen machte, begegnete mir einmal die ganze Klasse eines Priesterseminars, die mich so auffallend ehrerbietig durch schnelles, tiefes Hutabnehmen grüßte, daß ich bei mir dachte: Aha, jetzt halten sie dich, dem gealterten Aussehen entsprechend, am Ende gar noch für einen Bischof, der sein Unerkannt schlecht zu wahren weiß!

Ich beschleunigte meine Abreise, um nicht gar in die Verlegenheit zu geraten, die Firmung erteilen zu müssen.

92. Schwarzes Bier in Breslau.

Daß ich auf Reisen fast täglich für einen Geistlichen, meist für einen katholischen, gehalten werde, daß in einem Nürnberger Kabaretttheater eine Frau hinter meinem Rücken zu ihrem Manne sagte:

„Sieh mal, ein katholischer Pfarrer geht sogar auch hierher!“ und ähnliches habe ich schon zuweilen berichtet.

Aber das Unerhörteste dieser Art ist mir denn doch in Breslau begegnet.

Ging ich abends vor dem Theater in ein hübsches Bierlokal, wo helles Ratiborer Schloßbräu verzapft wurde; arglos fragte ich die Aufwärterin, ob ich nicht vielleicht ein Glas dunkeln Biers haben könne?

Sitzen da sechs Breslauer Spießbürger, mit hochwichtigen, geröteten Gesichtern Politik kennegeißernd, beisammen; kaum hatte der eine meine Bestellung an die Kellnerin vernommen, so platzte er mit unverschämter Lautheit heraus:

„Der ist katholisch; der will schwarzes Bier!“ —

Felix Dahn, zu jener Zeit wohl der berühmteste Mann der Stadt Breslau, dem ich diese freche Äußerung die Stunde darnach berichtete, war entrüstet darüber und behauptete: er müsse sich seiner Breslauer Mitbürger schämen ob eines derartigen Betragens gegen einen Fremden!

93. Mittelalterliche Wirklichkeitsvorstellung.

In der Wiesenkirche zu Soest (spr. Söst, weil der Buchstabe e im Deutschen nur zur Verlängerung des vorangehenden Vokals dient und niemals einen Umlaut bewirkt!), also, in der Wiesen-

Kirche zu Soest in Westfalen prangt ein altes, reiches Glasgemälde aus dem 13. Jahrhundert: das Abendmahl darstellend.

Da liegt auf einer Platte zur Rechten Christi ein gewaltiger Schweinskopf mit aufwärts gerolltem Rüssel, fast wie ein jugendlicher Elefantenkopf anzuschauen; zur Linken des Heilands aber ruht auf einer Schüssel gar einladend ein westfälischer Schinken! Auch Salz- und Pfeffergefäß nebst einem recht abendländisch geformten Trinkgeschirr sind nicht vergessen.

Am Estrich der Abendmahlsörtlichkeit steht gar ein Korb, gefüllt — nicht etwa mit Magen oder magenähnlichen, ungesäuerten Broten, sondern mit einem stattlichen Haufen von rechtschaffenen deutschen Schwarzbrotten, aus deren Mitte eine tüchtige Schnapsflasche — norddeutsch Schnapsulle — hervorragt, als seien Christus und seine Jünger keine morgenländischen Erscheinungen, sondern biederbe, westfälische Bauerngestalten, echte, bodenständige Sprossen der roten Erde!

So wirklichkeitswahr und nüchtern dachten und glasmalten die mittelalterlichen Vorläufer unserer modernen „Realisten“!

94. Das Falzbein aus Wiligrad.

Auf meinem Schreibtische liegt ein elfenbeinernes Falzbein, also ein Brieföffner, der durch seine anspruchsvolle Eleganz unter den andern einfachen Gegenständen, meist Bergkristallen und Rauchtopasen, erheblich hervorsteht.

Sein Handgriff ist ein silberner Pelikankopf mit roten Rubinen in den Augenhöhlen, der, nach Pelikanart, gar gedankenvoll-tiefsinnig-bedächtig in die Welt schaut.

Mit diesem denkwürdigen, kleinen Werkzeug pflegte Großherzog Friedrich I. von Baden jahrelang alle seine Briefschaften zu öffnen.

Nach dem Tode des badischen Landesfürsten, 1907, sandte seine Witwe, die betagte Großherzogin Luise, das Falzbein als Andenken an den Hingeshiedenen ihrer Base, der Herzogin Johann Albrecht (Elisabeth) nach Wiligrad bei Schwerin.

Nach dem Hinscheiden der edeln Herzogin, schon 1908, übermittelte der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg dieses bedeutsame Andenken wiederum als Erinnerungsstück an mich nach Karlsruhe mit einer kleinen Silberplakette der Verstorbenen.

Sein eigenhändiger Widmungsbrief lautet also:

Wiligrad, Mecklenburg, den 25. August 1909.

Sehr geehrter Herr Bierordt!

Bei Ihrer Heimkehr nach Karlsruhe möchte ich, daß diese Zeilen Sie empfangen, um Ihnen nochmals für Ihren freundlichen Besuch zu danken, durch den Sie mir eine wirkliche, große Freude bereitet haben.

Gleichzeitig möchte ich Ihnen aber noch ein kleines Andenken senden, das mehrfache Erinnerungen birgt.

Das beifolgende Aufschneidemesser sandte Großherzogin Luise von Baden meiner seligen Frau aus dem Nachlaß Ihres Großherzogs Friedrichs I. als Erinnerungszeichen.

Nun entnehme ich es dem Schreibtische der heimgegangenen Schloßherrin von Willigrad, um es einem treuen Freunde der Wartburgtochter und ihres Heimathauses nach Karlsruhe zurückzusenden.

Ich wüßte diesen erinnerungsreichen Gegenstand in keinen besseren Händen geborgen.

Möchte er Ihnen bei Ihrer Arbeit oft nützlich sein und möchten Sie bei seinem Anblick, außer an die lieben Entschlafenen, auch manchmal denken an

Ihren stets ergebenen

Johann Albrecht,
Herzog zu Mecklenburg.

Mit Behmut betrachte ich manches Mal dieses Falzbein: Hinter ihm türmt sich das rosenumsponnene Schloß Willigrad empor, glänzt die Wartburg aus goldenem Ferneduft der Jugend herüber . . .

95. Preußisch-Mecklenburgische Dreigeschlechtlichkeit.

An der Preußisch-Mecklenburgischen Grenze fand ich einst auf einem Bahnhofabort drei nebeneinander befindliche Holztüren.

Das wäre nun an sich gewiß nichts Besonderes. Aber sie trugen drei weithin leuchtende Aufschriften:

„Männer“
„Frauen“
und — „Be am te“ (!).

So zählte man dortlands die unglücklichen Beamten offenbar weder zum männlichen, noch zum weiblichen, sondern zu einem erst wissenschaftlich noch festzustellenden dritten Geschlecht!

o Preußisch-Mecklenburgische Grenze!

96. Julius Mosens Büste.

Zum Sohne Julius Mosens, des Dichters des einst vielgesungenen Andreas-Hofer-Liedes „Zu Mantua in Banden“, dem Oberbibliothekar des Großherzogs von Oldenburg, stand ich in freundschaftlichsten Beziehungen. So oft ich auf deutschen Wanderungen nach Oldenburg kam, war mein erster Gang zu ihm.

Reinhard Mosen führte mich eines Sommertorgens zur Marmorbüste seines Vaters im Hoftheater.

Sie hatte ein merkwürdiges Schicksal gehabt, denn sie wurde beim Oldenburger Theaterbrand im Jahre 1891, der die unschätzbaren Bearbeitungen Shakespearescher Werke von Julius Mosens Hand unwiederbringlich vernichtete, wie durch ein Wunder gerettet; sie allein hat den furchtbaren Brand überdauert und wurde fast unverfehrt nach mehreren Tagen aus Schutt und Trümmern hervorgezogen. Sie stürzte von ihrem Sockelgestell auf ein Samtsofa und sank mit diesem allmählich in die Tiefe, sanft getragen durch Flammen und Asche. Nur eine marmorne Locke ward etwas beschädigt und etliche Risse wurden in Hals und Brust geritzt. Jetzt prangt sie wiederum im neuerbauten Theater in der Wandelhalle.

Julius Mosen, der Sänger herrlicher, leider zu sehr vergessener deutscher Lieder — will ich mir eine Feststunde bereiten, nehme ich sein Gedichtbuch zur Hand —, war bekanntlich Theaterleiter von 1844—1867 in Oldenburg, war aber schon seit den ersten Jahren seiner Bühnenleitung schwer leidend, trug jedoch dieses Leiden mit weltüberwindendem Humor. —

Die Zeiten Mosens sind die klassischen Tage des Oldenburger Hoftheaters und bedeuten für den gemütlichen Fürstentum an der Hunte dasselbe, was die Zeiten Eduard Devrients für die Stadt Karlsruhe bedeuten.

97. Dannenberg an der Zeege.

Wie gastlich und freundlich die Menschen in abgelegenen Kleinstädten noch sind, wie sie noch Zeit für einen haben, wenn sie nicht dem nichtigen Hasten der Großstadt verfallen sind!

Kam ich da mal auf meinen vielen Städterwanderungen in das weltabgeschiedene Dannenberg an der Zeege — die Zeege ist ein von Norden kommendes Nebenflüßchen der Elbe —, um den alten Turm zu besuchen, in dessen traurigem Verließe der König Waldemar von Dänemark 1223—1225 schmachtete; er hieß im Volksmund seither der „Waldemarsurm“.

Über ein Menschenalter schon verspürte ich einen unbezähmbaren Drang nach dem in meiner Einbildungskraft fast legendenhaft gewordenen Dannenberg, seit ich in meinem zehnten Knabenjahr eine Geschichte für die Jugend gelesen hatte, die „Der Page des Prinzen“ hieß. Darin war in ähnlicher Weise, wie weiland der Sänger Blondel seinen König Richard Löwenherz von Burg zu Burg suchte, die Auffindung des gefangenen dänischen Waldemars durch seinen treuen Page Erik geschildert. Seit jener frühen Zeit beseeelte mich, ein halbes Leben hindurch, der glühende Wunsch, den „Waldemarsurm“ selber aufzusuchen. Als zehnjähriger Junge

las ich das Jugendbuch und als zweiundvierzigjähriger Mann hielt ich mir das Versprechen, das ich mir selber in so jungen Jahren gegeben . . .

Einen alten Kantor, der in Hausschuhen, Schlafrock und mit ellenlanger Tabakspfeife, das gestickte, troddelbehängte Hauskäppchen auf dem Haupte, durch die stillen Gassen Dannenbergs höchst altmodisch-biedermeierisch-gemütlich spazieren schlenderte, sprach ich an, und als er meine Teilnahme an den geschichtlichen Begebenheiten seines bescheidenen Heimatstädtchens gewährte, führte er mich drei geschlagene Stunden lang unermüdet umher. Zuerst gastlich in sein Haus, wo er sich dem Fremdling zu Ehren in ein feierliches Gewand warf, dann in die Johannisikirche, ferner auf einen stillgelegten Friedhof, wo wir plötzlich, zu meiner Ergriffenheit, ans Grab der einst vielgenannten Eleonore Prohaska, der Heldenjungfrau der Befreiungskriege, gelangten; zuletzt an den Körnerstein, worauf Theodor Körner sein „Gebet vor der Schlacht“ gedichtet habe! Jedenfalls habe ihn ein alter Tischler, namens Lahl, den der greise Kantor noch persönlich kannte, 1813 mit eigenen Augen auf dem denkwürdigen Steine sitzen und sich ausruhen sehen!

So war dieser unvergeßliche Nachmittag am Flüsslein Zeetze mit unendlichen Erinnerungen und überraschenden Entdeckungen erfüllt; denn „Eleonore Prohaska“ habe ich schon in Knabenjahren im Freiburger Stadttheater aufführen sehen, und hier, im abgelegenen Winkel des deutschen Vaterlandes, ihr Grab zu entdecken, war mir ein Erlebnis, das mich mit Rührung und Ergriffenheit durchschauerte . . .

98. Am Steinhuder Meer.

In windumbrauster, hoher Eckstube saß ich im Strandhotel zu Steinhude gegen Abend und ließ meinen Blick über das „Steinhuder Meer“ schweifen.

Drunten im Gasthausgarten war lustiges Sommerballtreiben mit farbiger Lämpchenbeleuchtung.

Zwei Hochschüler-Korps oder — wie mir ein Korpsdiener auf Befragen erläuterte — „Zwei Chöre“: Bandalia und Makaria der technischen Hochschule zu Hannover hielten ein Abendfest mit Damen ab; etliche vergnügten sich in beleuchteten Röhren auf dem „Meer“ und beim Nachtdunkel zog der ganze, lange Zug mit bunten Papierlampen durch den Garten ab. Auch ein stattlicher Stab von ältlichen „Garbedamen“ hatte sich nach alter Mode zur „Beaufsichtigung“ eingefunden . . . Heutzutage sind wohl auch am Steinhuder Meer

huder Meer die „Gardebamen“ als altes Eisengerümpel abgeschafft . . .

Das „Steinhuder Meer“ liegt im ehemaligen Fürstentum, eigentlich in der gefürsteten Grafschaft Schaumburg-Lippe, und nicht jeder deutsche Kleinfürst konnte wahrlich sich rühmen, sozusagen ein Privatmeer in seinem Liliputreiche zu besitzen, wie der glückliche Beherrscher Schaumburg-Lippes.

Denn dieses „Steinhuder Meer“ hat einen acht Kilometer langen und fünf Kilometer breiten Meeresspiegel und man kann so ziemlich allenthalben bis auf seinen Boden hinabsehen. Bei Wind ist seine Fläche sehr hübsch bewegt.

Eine Merkwürdigkeit dieses „Meeres“ ist die künstliche Insel-festung in seiner Mitte: der Wilhelmstein, von einem alten Schaumburg-lippischen Grafen Wilhelm 1760—1767 angelegt. Diesem Manne ließ es offenbar keine Ruhe, daß er keine Festung in seinem Lande besitze und so kam er auf den absonderlichen Gedanken, ein von Pfählen umgebenes, mit bombenfesten Mauern und Schießscharten seltsam ausgestattetes, befestigtes Eiland hervorzuzaubern, das ein hübsches Bild altfürstlicher Herrscherlaune bietet.

In wind- und wellengeschaukeltem Segelboote fuhr ich an herrlichem Sommermorgen zu seiner Verträumtheit hinüber.

Die nette Frau des „Kastellans“ erzählte mir, daß sie mit ihrer Familie schon 37 Jahre in dieser Westentaschen-St. Helena-Einsamkeit verbracht habe! Der Fürst von Schaumburg-Lippe komme, wie sie voll Untertaneneifers berichtete, manchmal zum Kaffee nach dem Wilhelmstein gefahren; die Unterhaltungskosten der Insel-feste-Spielerei seien beträchtlich, doch könne der Fürst es vermöge seiner großen Waldungen schon durchhalten . . .

Niemand wird bereuen, das „Steinhuder Meer“ besucht und jenen „Wilhelmstein“ besichtigt zu haben . . .

99. Die Wiedertäuferkäfige von Münster.

Als ich Mitte der 1890er Jahre durch die Stadt Münster schlenderte, ging ich auch zur Lambertikirche, mir die alten, eisernen Käfige der drei Wiedertäuferhäuptlinge wiederum zu betrachten: des Johann Bockold von Leyden, Königs von Zion, seines Ministers Krechting und seines Leib- und Hoffcharfrichters Knipperdolling; wie ich dies schon 17 Jahre zuvor auf einer herrlichen Hochschülerwanderung durch Norddeutschland getan hatte.

Man hatte jene drei genannten Herren in drei Käfigen dort oben eingesperrt und verhungern lassen, was sie gewiß redlich verdient hatten.

Aber siehe, die drei berühmten Käfige waren verschwunden! Man hatte den von mir 1880 noch geschauten Turm das Jahr darauf wegen Baufälligkeit abgetragen und die Käfige waren an dem inzwischen neu errichteten Turm noch nicht wieder aufgehängt worden.

Nun wollte ich um die Welt gerne wissen, wo die Käfige hingegeraten sein könnten; ich hätte, glaube ich, mir es nicht verdrießen lassen, in den Mittelpunkt der Erde hinabzusteigen, um die alten, geschichtlichen, verwitterten Leichenbehälter wieder schauen zu dürfen.

Ich fragte demnach auf den Straßen der Stadt Münster, die von zahllosen Pfingstspaziergängern wimmelten, so ziemlich jeden, der einigermaßen vertrauenerweckend aussah: „Wissen Sie mir zu sagen, wo die Käfige mit den Gebeinen der Wiedertäufer vom Lambertikirchturm hingekommen sind?“ Keiner wußte Bescheid zu geben; mancher vermutete, sie seien wohl notbehelflich vorübergehend im Innern des Turmes aufbewahrt. Der Turm war nämlich nur in seiner obern Hälfte abgetragen worden . . .

Nicht unverrichteter Dinge jedoch wollte ich Münster wieder verlassen. Unterwegs in der Windthorststraße stand ein Mann am Eingange seines Gartens, der mir auf meine wiedertäuferwütige Wisfigier sagte: „Die Käfige stehen jetzt im Friedenssaal und kommen später wieder an den Turm hinauf, sobald er fertig ist. Die Engländer haben der Stadt Münster erhebliche Summen für die Käfige geboten, aber sie gibt den weltgeschichtlichen Besitz natürlich nicht heraus.“

Diese dankenswerte, etwas näher ans Ziel führende Auskunft befriedigte mich doch nicht ganz.

Die Zeit drängte; ich mußte zum Bahnhof, wo ein derart beängstigendes Pfingstgedränge sich ballte, daß die Menschen am Fahrkartenschalter buchstäblich aufeinander stiegen, was ich nie zuvor gesehen hatte.

Da brach sich ein katholischer Geistlicher durch die Masse Bahn; um nichts unversucht zu lassen, ward auch er befragt. Diese verlorene Minute sollte mein Verhängnis oder mein Glück werden: als ich den Bahnsteig betrat, saufte, den Wiedertäuferknochen zu Ehren, mir der Zug vor der Nase weg!

Dem mehr als anständigen, rotbemühten Bahnvorstand tat dieser Vorfall persönlich so leid, daß er mir sein ehrliches Bedauern aussprach — schnell benützte ich die günstige Gelegenheit und forschte auch ihn nach den Käfigen mit den Wiedertäufergebeinen aus. Er lächelte etwas sonderbar, als wollte er sagen: darnach hat mich heut

auf meinem Bahnsteige noch keiner von den Pfingstspritzlern ge-
fragt . . .

Aber, wie gesagt, vor lauter Gebeinen war mein Zug unwieder-
ruflich fortgebraust.

Nun hatte ich zwei weitere Stunden zur Gerippenforschung ge-
wonnen, durchstreifte von neuem unverdrossen die alte Wieder-
täuferstadt und suchte, was ich gleich hätte tun sollen, den Küster
der Lambertikirche selber auf. Man lernt halt niemals aus, wenn
man noch so alt wird, und macht immer neue Torheiten.

Die Frau des pfingstausflug-abwesenden Küsters gab mir den
endgültigen Bescheid: „Die Käfige stehen notbehelflich in einem
verschlossenen, aber niemandem zugänglichen Raum unten
in der Kirche und werden in zwei Jahren, nach der Vollendung des
Turmbaus, wieder hinaufgezogen. Gebeine sind aber nicht
mehr darin, da sie im Laufe der Jahrhunderte verwittert und
zerbröckelt durch die Gitterstäbe herabgefallen sind!“ . . .

Bei einem erfrischenden Glase Dortmunder Biers erholte ich
mich vom stundenlangen Forschen nach den gar nicht mehr vorhan-
denen Wiedertäufergebeinen — und den nächsten Zug verfehlte ich
nicht mehr! . . .

100. Ein Kleinfürstliches Stadtidyll.

Schritt ich einst zur Abenddämmerungszeit durch den Schloßpark
des deutschen Residenzleins Wroslon im ehemaligen Fürstentum
Waldeck, als ein biederer Stadtbürger mich aus einiger Entfernung
von hinten her anrief und meinem Weitergehen Halt gebot:

„Sie sind wohl ein Fremder, mein Herr? sonst wüßten Sie ge-
wiß, daß unser Fürst den Wunsch kundgegeben hat, die sommerabend-
lichen Spaziergänger möchten gegenwärtig den Schloßpark um diese
Zeit tunlichst meiden, um eine da nistende, die ganze Umgebung
mit schönem Gesange bezaubernde N a c h t i g a l l nicht zu stören!“ . . .

Welch allerliebstes, deutsch-kleinstädtisches, altfürstliches Residenz-
stilleben!

101. „M. L.“

Ein israelitischer Handelsmann, dessen Vornamen mit dem Buch-
staben M. und dessen Nachnamen mit einem L. begann — nennen
wir ihn hier deshalb meinetwegen: Moritz Lazarus — war bei
einem braunschweigischen Amtsgericht vorstellig geworden, seinen
Namen in einen andern, weniger israelitisch klingenden, umtauschen
zu dürfen.

„Und wie wollen Sie sich künftighin heißen?“ fragte der Beamte,
mein Gewährsmann, dem ich das Geschichtchen verdanke.

„Martin Luther“, erwiderte der Befragte.

„Na, hören Sie! «Martin Luther», das geht doch nicht; das ist doch etwas zu dreist und verwegen von Ihnen! Wie kommen Sie denn ums Himmels willen just auf diesen Namen?“

„Nun, sehen Sie, Herr Amtsrichter, Moriz Lazarus und Martin Luther fangen doch mit den selben Buchstaben an; und da dacht' ich halt, es sei am einfachsten den zu wählen, damit meine Frau die Wäsche nicht umzuzeichnen braucht.“ . . .

Das Gesuch wurde jedoch abschlägig beschieden.

102. Ein landwirtschaftlicher Wirklichkeitsmensch.

Ein Beispiel packender „Realistik“! Ich sollte zu Braunschweig einen Vortrag aus meinen Dichtungen halten.

In dem Vortragsraum, einer großen Halle, wo ich abends sprechen sollte, war bis zum Tage meiner Vorlesung eine landwirtschaftliche Ausstellung gewesen, und noch lagen ansehnliche Überbleibsel davon auf Tischen an den Wänden umher.

Als ich morgens, nach meiner Gepflogenheit, den Saal besichtigte, war zufällig ein Landmann aus der Umgegend anwesend.

Kaum hatte dieser zweckefrige Mann, der die Gelegenheit am Schopfe packen wollte, vernommen, daß der Herzogregent Johann Albrecht abends meinen Vortrag besuchen werde, so platzte er köstlich gegen mich heraus:

„Könnten Sie, lieber Herr, bei dieser Gelegenheit Seine Hoheit nicht auf meine schönen, dicken Mohrrüben aufmerksam machen?“ . . .

103. Die Leipziger Hochschuljubelfeier.

Im Sommer 1909 führte der Reisetag mich, wie so manches liebe Mal, in das nordöstliche Deutschland.

Als ich mich gemachsam Leipzig näherte, fiel mir die Masse der in den Zug einsteigenden Menschen auf und ich forschte nach dem Zwecke dieses auffallenden Gewimmels.

„Ja“, sagte der Befragte einer, „wissen Sie denn nicht, daß morgen zu Leipzig das große, vierhundertjährige Universitätsjubiläum mit dem geschichtlichen Festzuge gefeiert wird und daß schier das ganze Land dort zusammenströmt?“

Ich hatte längere Zeit schon städtedurchwandernd zugebracht und zufälligerweise keine Zeitung in die Hand bekommen, so daß ich tatsächlich mit der Unschuld eines Säuglings den Tagesereignissen gegenüberstand.

„Da wird es bei dieser Überfüllung wohl schwer halten, in Leipzig Unterkunft für die Nacht zu finden?“

Diese kindlich harmlose Frage meinerseits ward mit allgemeinem Gelächter beantwortet.

„Unterkunft in Leipzig? Das ist ganz ausgeschlossen! Heute nacht gibt es an der Pleiße kein verfügbares Bett mehr“, wurde mir von allen Seiten versichert.

Ich beschloß im stillen, doch einen letzten Versuch zu wagen, ließ mein Handköfferchen am Bahnhof und schlängelte mich, berucksacht, mühsam genug, oft geradezu mich durch die Volksmenge, die alle Straßen samt dem Augustusplatz dicht füllte, quetschend, nach der Roßstraße durch, um in dem altgewohnten Hospiz ein Nachtlager zu ergattern.

Fast mußte ich über mein allzu kühnes Unterfangen selber lachen, wenn ich an dieses hunderttausendfältige Menschengewoge der Straßen dachte, als ich den Hospizpförtner um ein Nachtquartier anging.

„Sie haben aber wirklich ein seltenes Glück“, gab er, mich als besonderen Schicksalglücksvogel erstaunt betrachtend, zurück, „in diesem Augenblick hat ein Pfarrer aus Mecklenburg krankheitshalber sein Zimmer abbestellt und Sie können das freigewordene beziehen!“

Ich war nicht wenig über das unerhörte Wunder erfreut und beschloß, unter solch angenehmen Umständen mir kommenden Morgens den Festzug anzusehen, andernfalls ich alsbald wieder abgereist wäre. —

In der nächsten Frühe, einem strahlenden Julitage, mischte ich mich unter die unendliche Volksmenge, die schon seit Tagesanbruch Straßen und Plätze belagerte, um sich gute Plätze für den großen Festzug zu sichern. Ich stand an einer Straßenecke, um die der lange Zug biegen mußte, so daß ich ihn bequem zu schauen bekam.

Um mein Glück vollzumachen, sah ich plötzlich einen Mann mit einer Doppelleiter sich hinter der Menge den Häusern entlangdrücken. Ich fragte ihn, ob er mir die Leiter vermieten wolle. Er willigte ein und überließ sie mir für eine ganze Mark! Und so saß ich denn, wie ein Laubfrosch im Wetterglas, vier geschlagene Stunden auf den Stufen dieses hölzernen Gestelles — eigentlich war es mehr ein Hängen als ein Sitzen — die Zuschauermasse hoch überragend.

So ließ ich den großartigen Festzug, der die ganze Geschichte der Leipziger Hochschule darstellte, Gottsched und Gellert und wie die guten, alten Perückenherrn alle heißen, in buntem Reigen vorüberziehen und erfreute mich des urwüchsigem Gedankens meines Leitervermieters.

Dicht unter meinem Standort hatte sogar ein Eisverkäufer seine kleine Wagenburg aufgestellt, um bei der stets wachsenden Tages-

hitze die Gaumen der viele Stunden lang Stehenden zu laben. Sehr ergötzlich war, ihm aus meiner Vogelschau herab bei seinem kleinen Wesen oder Unwesen zuzuschauen. Manche Restchen Eises, die auf die staubige Wagendecke gefallen waren, kratzte er mit Todesverachtung wieder zusammen und verleibte den Dreck für den nächsten Liebhaber des Gefrorenen seinem Eis ein. Puh, mir verging für ewig die Lust, Eis bei einem Straßenverkäufer zu essen! —

Raum war der Festzug vorüber, entfloß ich der menschengedrängvollen PleißeStadt und verzog mich in das malerisch schöne Meißen, dessen Domkirche majestätisch auf hohem Felsen thront...

104. Erinnerung an Weißenfels.

In nebeliger Spätherbstfrühe, am Vorabend vor Allerheiligen, betrat ich das hübsche, von malerischer Schloßhöhe überragte, thüringische Städtchen Weißenfels.

Oft schon hatte dieses Schloß mich beim Vorüberfahren zum Besuche gelockt, doch immer eilte ich zu rasch ans Ziel; aber heute haftete ich nicht vorbei.

Auf dem alten Friedhof pilgerte ich zu Novalis' Grab und legte eine letzte, rote Rose an seiner weißen Marmorbüste nieder; alles in tiefer Herbststimmung.

In seinem ehemaligen Wohn- und Sterbehause, das aber keinerlei Überbleibsel von ihm birgt, führte mich die Besitzerin bereitwillig und freundlich umher; als sie meine warme Teilnahme an ihren Mitteilungen und am Leben des edeln Dichters wahrnahm, geleitete sie mich sogar in Garten und Gartenhaus. —

Dann aber stieg ich zum Juwel von Weißenfels, zu seinem alten Schloß, empor und ließ mir die Fürstengruft der unglücklichen Herzöge von Sachsen-Weißenfels zeigen.

Die Särge stehen etwas kunterbunt neben- und aufeinander, in merkwürdig engem Raum aufgestapelt, ganz wie es sich einer so winzigen Fürstenherrlichkeit geziemt.

Die letzten der hier Beigesetzten sollen, so munkelt man, keines natürlichen Todes gestorben sein, sondern an Gift, das ihnen ein verwandter, größerer Fürst ihres eigenen sächsischen Hauses gereicht habe, um sich in den Besitz des Weißenfelschen Erbes zu setzen.

Meinen Rundgang vollendete ich im Amtsgericht, in der sogenannten Schwedenstube, wo Gustav Adolfs Leichnam nach der Schlacht von Lützen aufgebahrt lag.

Damals mag in dem heute so stillen Städtchen ein kopfloses

Durcheinander, ein Stürmen und Strömen von Kriegsleuten, Troß und Säulen gewesen sein!

An der Wand, unter einem Schieber, wird gar noch ein Fleck des königlich schwedischen Blutes gezeigt, das bei der Einbalsamierung des großen Heerführers aus dem Norden hierher gespritzt sein soll.

Feodor Diez, ein vergessener, alter Schlachtenmaler, hat den wirkungsvollen Auftritt, wie Gustav Adolfs Witwe, die Königin Eleonore von Schweden, sich weinend über die Leiche des gefallenen Helden wirft, in einem breiten Wandgemälde, das in der Karlsruher Kunsthalle hängt, festgehalten. Das Gemälde war in der einstigen Zeit die Bewunderung Tausender, die herbeireisten, um dieses Bildwunder zu betrachten.

105. Etwas aus dem seligen Theaterherzogtum Meiningen.

Das hübsch zwischen Hügeln gelegene Meiningen, das ich auf deutschen Wanderungen mehrmals besuchte, gefiel mir jedesmal so sehr, daß ich mich längere Jahre — natürlich noch in glücklichen, vorigen Friedenszeiten — mit dem Gedanken trug, dorthin übersiedeln. Ich blieb sogar einmal eine volle Woche dort, um Stadt und Umgebung gründlich kennenzulernen.

Als nach dem Brande des alten Schauspielhauses ein neues Theater in Meiningen errichtet worden war, mußten die Preise der Plätze notgedrungen auf das Doppelte erhöht werden. So schön der Neubau des Hauses ausgefallen war und so trefflich die Darbietungen der Künstler unter Leitung des weltbekannten „Theaterherzogs“ sich auswirkten, so hatte bei den kleinen, bescheidenen Verhältnissen des Städtchens der Schauspielbesuch ganz erheblich abgenommen.

Dies ärgerte bei allen Vorstellungen den greisen Herzog, der es für Teilnahmslosigkeit und Kunstlahmheit seines „Volkes“ hielt, dermaßen, daß er bei den Vorstellungen mit laut erhobener Stimme in seiner Loge schimpfte, so daß man es im ganzen Hause bis auf den letzten Platz vernehmen konnte.

Um den alten Herrn etwas zu beschwichtigen, lud man bei allen leeren oder doch halbgleeren Vorstellungen die Frauen der herzoglichen Beamten, Schauspieler und Kammermusiker im letzten Augenblick eiligst ein, damit ja recht viele Köpfe das klaffende Haus füllten und den über seine Untertanen ergriminten Landesfürsten in bessere Laune versetzten. —

Bei meinem letzten Aufenthalt (1913) sah ich den berühmten Tonsetzer Max Reger in einer „Proszeniumsloge“ sitzen und sich

bei den Scherzen eines Lustspiels derart schütteln vor Lachen, daß das Fett seines durch eine hängende Unterlippe etwas entstellten Gesichtes, überhaupt seines ganzen Leibes, in wahrhaft wellenförmige Bewegung geriet.

Wir waren uns etliche Jahre zuvor in Karlsruhe gegenseitig vorgestellt worden, doch ich hatte, so sehr ich viele seiner herrlichen Liedschöpfungen hochhalte, kein Bedürfnis, die kurzfristige Bekanntschaft zu Füßen der Meininger Donopsskuppe zu erneuern.

Als ich Max Reger zum erstenmal spielen hörte, entzückte mich sein „Piano“ ganz außerordentlich; als ich ihn aber wieder und wieder hörte, wollte mir sein Pianospiele immer mehr gesucht und gekünstelt — „manieriert“ — erscheinen.

Daß Reger im Körperfette schwamm, war kein Wunder. Der Besitzer des ausgezeichneten „Sächsischen Hofes“, in dem ich stets mit Vorliebe vorgesprochen habe, erzählte mir: daß der große Tonmeister nach Theater- und Hofkonzerten erschöpft zu ihm ins Gasthaus gekommen sei, 23 Würste genossen und sich dazu 22 Flaschen Sodawasser zu Gemüte geführt habe. Bei solcher Lebensweise kann ein Mensch nicht älter als vierzig Jahre werden...

106. „Nr. 476.“

Lange schon war es mein Wunsch, einer Frankfurter Bücherversteigerung großen Stils anzuwohnen.

Ich hatte von einer bedeutenden Altbücherei dort ein Bücherverzeichnis nebst Einladung zur Versteigerung einer reichen Büchersammlung aus Privatbesitz erhalten und beschloß, dem Rufe zu folgen.

Es war in einem der allerletzten Friedensjahre vor dem Weltkriege.

Ich muß dabei bemerken: ich hatte schon jahrelang vergeblich in Altbuchhändlerverzeichnissen nach der Novelle Tiecks „Der junge Tischlermeister“ gefahndet gehabt. Sie war nicht aufzutreiben. In dem mir zugegangenen Verzeichnis entdeckte ich zu meiner hellen Freude das langgesuchte Buch. Dies war schließlich der Hauptgrund, daß ich mich in der Morgenfrühe eines herrlichen Mathtages nach der alten Krönungsstadt am Main aufmachte.

Als ich in den Versteigerungsraum eintrat, war die Sache schon tüchtig im Gange. Es waren vorwiegend Werke der deutschen Romantik, die da Liebhabern feilgeboden wurden.

Sogar eine recht trübselig und schmierig dreinschauende Gipsbüste des jugendschönen Clemens Brentano und eine Totenmaske desselben romantischen Dichters wurden zu ziemlich erheblichen

Preisen losgeschlagen. Die übrigen Sachen erlösten nur geringe Preise, so daß ich zu meiner Lieck-Novelle um billigen Einsatz zu kommen hoffte.

Es hatten sich übrigens nicht mehr als vierzehn Kauflustige, meist israelitische Altbuchhändler, zur Versteigerung eingefunden, die denn auch drauf und drein steigerten.

Natürlich ging alles genau der Reihenfolge der Zahlen im Verzeichnisse nach, und zur Mittagessenszeit hatte man etwa die Nummer 250 glücklich erreicht.

Das Buch meiner sehnsüchtigen Spannung trug die Nummer: 476! Es waren also noch immer über 200 Nummern bis dahin durchzuwürgen — eine rechte Geduldsprobe, im dumpfen Zimmer zu hocken, indes draußen der Mai sonnig leuchtete.

Aber Tisch ward eine Arbeitspause verkündet und die Gesellschaft ging auseinander.

Bald aber saß man wieder tiefsinnig und erwartungsvoll beisammen.

Im Laufe des Nachmittags kam der Bücherausbieter immer näher und näher meiner Schicksalszahl: 476!

Da der Versteigerer stets mit 50 Pfennig, höchstens einer Mark, begann und dabei den zu versteigernden Gegenstand hoch in Händen erhob, hatte ich mich im stillen schon zu entsprechenden Angeboten vorbereitet.

Am mittleren Nachmittage wurde sogar gastfreundschaftlich ein Geschenkaffee aufgetragen, dazu ein Montblanc von Zucker und ein Chimborasso von süßem Gebäck, von denen ich allerdings, als Kaffeefeind, nichts anrührte, während die Herren Altbuchhändler gehörig einhieben.

Jetzt war der Ausrufer schon in den 460er Nummern, und es begann draußen bereits alsgemach zu dämmern.

Da, jetzt kommt endlich, endlich die den ganzen Tag hindurch ersehene Zahl: Nr. 476!

Aber, wehe — im selben Augenblick, als ich mich zu meinem Angebote rüste, ruft er, und zwar zum erstenmal im ganzen Tage: „Nr. 476 — fehlt!“

Ich saß völlig enttäuscht, ja mehr als das, zerknirscht, vernichtet auf meinem Sessel. Hören und Sehen schwanden mir förmlich in einem Nebel dahin . . .

So war die ganze Fahrt nach Frankfurt umsonst, der ganze Tag zwecklos und atemlos erwartet, die langgehegte Hoffnung, endlich Liecks „Zungen Tischlermeister“ als Siegesbeute heimzuführen, ins Nichts zerflossen!

Als ich mich wieder einigermaßen gefaßt hatte, flüsterte ich dem Versteigerer ins Ohr: „Wie kommt es nur, daß gerade die Nummer, um derentwillen ich hier weilte, abhanden gekommen ist?“

Worauf er: „Aha, bei dieser großen Masse von Büchern kommt es zuweilen vor, daß sich ein Stück verschlüpft. Das ist keine Seltenheit.“

Und dieses Schicksal mußte gerade das Buch erleiden, auf das ich so sehr gespannt hatte. Ausgesuchtes Pech!

Der Mann versprach mir aber, für ein anderes Stück der Novelle Sorge tragen zu wollen und er hat Wort gehalten. Allerdings war das nachträglich gelieferte lange kein so schönes Stück, wie das zu versteigernde Buch aus dem wertvollen Nachlaß eines berühmten Sammlers. Es war ein altes, beschmutztes Buch, das aus einer Kasseler Museumsbücherei der 1830er Jahre stammte, das ich zwar las, bald aber wieder abstieß. Zudem kostete es mich das sechs-, wenn nicht achtfache des Preises, den mich das Buch bei der Versteigerung gekostet hätte. —

Frankfurt am Main schwamm an jenem Maitage meiner Bücher-
versteigerungs-Enttäuschung im Glück und Rausch eines Sängers-
festes.

Da niemals ein Mißgeschick allein kommt, so wollte das Unglück, daß am Abend der Kaiser Wilhelm II., als Verherrlicher des Sängersfestes, zu Frankfurt eintraf.

Dieser Besuch zog eine solche Menge von Gästen nach sich, daß keine Unterkunft in den Gasthäusern zu finden war und ich mich veranlaßt sah, bei Nachteinbruch nach meiner Lieblingsstadt Aschaffenburg zu fahren, wo ich meine Bücherenttäuschung ausschloß und andern Morgens das Grab des Clemens Brentano, dessen Büste gestern den günstigsten Erlös erzielte, wiederum einmal, romantisch gestimmt, aufsuchte!

107. Der Flickschneider und die Karyatiden.

Im Jahr 1886 hatte ich, einer lieblichen, neugriechischen Volkssage folgend, die Trauer der Karyatiden am Erechtheustempel zu Athen um ihre von Lord Elgin räuberischerweise nach London entführte Schwester und Mitkaryatide in einem Gedicht zu behandeln versucht.

Nun legte ich ein Jahr danach, um eine Art Gegenstück zu schaffen, der geraubten, im Britischen Museum zu London aufgestellten Bildgestalt ein Lied der Klage und des Heimwehs nach ihren dereinstigen tempelstützenden Schwestern und Genossinnen in den Mund. Ich verfaßte diese Verse auf der Rheininsel Langenau bei

Mainz, meinem in langen Jahren oft wiederholten Aufenthalt bei der mir engbefreundeten, inselbesitzenden Familie von Molsberg.

Es war ein heißer Septembertag von 1887, und die Fenster meines ländlichen, abgelegenen Gastgelasses standen weit offen. Nach meiner Sitte oder, wenn man will, Unsitte, mit mir laut zu reden, zumal mir laut vorzulesen, insbesondere jedoch neu entstandene Dichtungen mit erhobener Stimme für mich herzusagen, schmetterte ich mein neues Gedicht, das in beweglichen Klagetönen die Sehnsucht der Karyatide nach ihren Schwestern ausströmt, in die Lüfte.

Natürlich glaubte ich, unbemerkt und unbeobachtet zu sein. Unter mir im Erdgeschoß aber saß an seiner Arbeit ein schwäbischer Landflickschneider, der auf den Gütern am Rhein umherzog, um alles Zerrißene in den Häusern auszubessern. In der Schweiz sagt man in diesem Fall: er geht auf die Stör.

Dieser Mann lauschte meinen Klageklängen oben teilnahmsvoll, und als meine junge Freundin Sophie, die Tochter des Hauses, bei ihm in mittäglicher Stunde eintrat, um nach den Fortschritten seiner Flickarbeit zu sehen, winkte er ihr behutsam und flüsterte in seinem trauesten Schwäbisch: „Bsch, bsch, höret S'en — eben wieder — höret S'en?“

Auf das Erstaunen der jungen Dame, die nun gleichfalls meine laut klagende Stimme von oben vernahm und zu ahnen begann, um was es sich handle, fuhr der wißbegierige Flickschneider fort: „Da droben schreit einer schon den ganzen Morgen nach seinen Schwestern; was ist denn um Gotteswillen nur den Schwestern passiert, daß ihr Bruder so unglücklich darüber worden ist? Dem manchmal seufzt er und stöhnt er ganz laut!“

Die also Befragte suchte schnell den Ausgang zu gewinnen, um nicht in Gegenwart des arglosen Flickschneiders vor Lachen bersten zu müssen.

108. Der Rheinkahn.

Ein Rachen treibt, lautlos gleitend, auf den Wellen dahin durch die Schattenwelt meiner wehmütigen Dämmerungsträume . . .

Wir kehrten vom Landwehrfest im rheinbessischen Pfarrdorfe Ginsheim zurück. Das Schiff strich durch abendgoldene Landschaft, zwischen herbstgelben Bäumen auf dem seeartig breiten, spiegelglatten, sogenannten Kleinen Rheine nach der Insel Langenau (bei Mainz) heim. Wellen, Ufer, Pappelbäume, Weidenstrünkle, der lange, menschenvollbesetzte Kahn, alles gelb in gelblichem Lichte . . .

Volkslieder schollen. Ruder klatschten im Wasser. Dann schwebten

sie, hochgehalten, über der Spiegelfläche des Gewässers und nur golden funkelnde Tropfen rieselten nieder.

Ein uralter Ferge, der noch von den Überschwemmungen des Wassernotjahres 1824 zu berichten wußte, führte das Ruder.

Am Steuer saß der blühend jugendschöne Sohn des Inselgutes, vor ihm seine kluge, junge Schwester, ihrer beider Mutter, die altbefreundete Freifrau, neben mir auf dem holzarten Sitzbrette, dann noch eine junge, schwäbische Gräfin, und ganz zuvorderst am Rahnbord ein waldhornblasender Landwirtschaftsgehilfe . . .

Minutenlang und länger ließen wir das Schifflein, ruder- und steuerlos, treiben, wohin es wollte, lauschten hinaus in die goldene Stille des Abends, und horchten dem Schalle des Waldhorns, das in den fernen Rheinwäldern widerhallte . . . Eichendorffisch-romantisch . . .

Ach, nach einem Jahre schon deckte vier der Fahrtgenossen das kühle Grab. Der liebe, junge Gutssohn hatte selber im selben Strome freiwillig den Tod gesucht, seine Schwester war an der Schwindsucht gestorben; der alte Fährmann, die junge Gräfin starben dahin, und wenige Jahre danach waren alle Teilnehmer an der abendlichen Kahnfahrt ins Grab gesunken . . .

Nur ich allein lebe noch und muß denen nachtrauern, mit denen ich so glücklich war in der abendgoldenen Gondel . . .

Oft und oft in wehen Träumen hängen meine Gedanken jener Dämmerung nach, wie der Nachen, von Glück und Sang und Jugend erfüllt, durch gelbliche Herbstlandschaft geisterhaft auf dem Rheinarme dahinschwebt . . .

109. Drollige Verwechslung.

Ich ging zu Mainz, wo ich mich früher mit Vorliebe stunden- oder auch tageweis aufhielt, in einen Friseurladen, um mir den Bart schaben zu lassen.

Der Inhaber des Geschäfts beglückte mich so eigentümlich bekannt bei seiner Arbeit — plötzlich hub er an: „Das ist schön, daß Sie sich auch wieder einmal in Mainz sehen lassen; Sie sind hier noch nicht vergessen.“

Ich horchte hoch auf und da ich mir nicht bewußt war, schon einmal mit ihm zusammengetroffen zu sein, verhielt ich mich zunächst stillschweigend und zuwartend.

Dann aber fuhr der Antlitzverschönerer badergesprächig fort: „Ja, Sie stehen uns Mainzern noch in bester Erinnerung von Ihrem letzten Auftreten in der Bierhalle her. Ach, das war köstlich!“

Nun ward es mir doch etwas zu bunt und ich hub meinerseits an:

„Lieber Herr, Sie müssen sich offenbar in der Persönlichkeit irren; ich bin wohl nicht der, für den Sie mich halten.“

Da starrte der Gute mich von neuem, mich förmlich durchbohrend, an: „Ja, Sie sind doch der Gesangskomiker Haßkerl?“

„Nein, nein, der bin ich nicht!“

„Ja, dann sind Sie aber wenigstens ein Bruder von ihm?“

„Nein, nein, nicht einmal dies.“

Ich mußte ihm die heilige Versicherung geben, daß ich aus einer ganz anderen Familie stamme, weder ein Gesangskomiker noch ein Haßkerl sei . . .

110. Verhängnisvolle Verwechslung.

Um einen einsamen Reiseabend auf einer meiner Jugendwanderungen mir unterhaltender zu gestalten, ging ich zu Nürnberg in die Luitpoldsäle, wo ein Variététheater etliche recht saftvolle, nicht gerade für Backfische bestimmte Einakter spielte.

Ich saß allein Biertrinkend an einem Tischchen, als eine Dame, mit dem Finger schalkhaft drohend und etwas verschmigt lächelnd, mir im Vorüberstreifen zuflüsterte:

„Aber, aber, Herr Kaplan!“ . . .

Die sittenstrenge Nürnbergerin hatte mich wohl mit einem ihr bekannten, mir ähnelnden katholischen Geistlichen verwechselt und den Besuch dieser Räumlichkeiten aus naheliegenden Gründen für einen Seelsorger als wenig passend erachtet.

In meiner Zartfühligkeit bedauerte ich lebhaft im stillen, daß die jungen Priester Nürnbergs, völlig unschuldig, nunmehr durch meine Schuld in einen unguuten Ruf gelangen konnten! und beschleunigte meine Abreise . . .

111. Der Knappe von Rotenburg ob der Tauber.

Ach, wie so manches Mal, seit ich vor mehr als fünfzig Jahren zu Rotenburg die kurze, traurige Geschichte eines Knappen mitgeteilt bekam, mußte ich deiner, du armer, junger, unbesonnener Knabe mit Wehmut und Mitgefühl denken!

Ritt da, vielleicht im Troß eines vom Konstanzer Konzil heimkehrenden Ritters, ein Knappe durch eines der alten Stadttore zu Rotenburg am Tauberfluß ein.

Es war um das Jahr 1418, also noch tief im „finstern“ Mittelalter.

An der Böschung besagten Stadttors waren als sinnbildlicher Schmuck der Reichsstadt vier große steinerne, vielleicht auch nur gipferne Reichsadler in den vier Ecken angebracht.

Genug. Dem Knappen fiel unseligerweise, übermütig wie die Jugend ist, möglicherweise nur um seine Kraft auszutoben oder seine Stoß- und Treffsicherheit zu versuchen, bei, mit seiner langen Lanze nach einem der Wappentiere, einem der Reichsadler, zu stechen. Er wollte gewiß dem Adler kein Haar krümmen oder vielmehr keine Feder ausrupfen.

Aber das Mißgeschick fügte, daß der Lanzenstich schief stach, und einer der Adlerköpfe zerschellt zum Erdboden niederverrollte.

Noch ahnte er im ersten Augenblicke wohl kaum, was er angestellt hatte, und daß diese Tat des Scherzes sein Verhängnis war.

Das Mittelalter verstand sich schlecht auf solche Spässe, solche Jugendstreiche; es bewertete die Größe solcher Vergehen bitter ernst.

Umgehend ward er ergriffen, gefesselt und nach flinker Rechtsführung alter Zeit, die sich ja so erstaunlich gut aufs Foltern und Verbrennen verstand, zum Tode durch Enthauptung verurteilt: weil er die geheiligte Majestät des Reiches durch die Adlerköpfung unwiedergutmachbar geschändet hatte.

Da half kein Flehen, kein Bitten, kein Winseln. Noch selbigen Tages rollte der Kopf des Jünglings, wie jenes Haupt des Reichsadlers, ins Gras. Und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation war blutig gerochen, gesühnt — versöhnt . . .

Armer, junger, unbesonnener Knabe, wie manches Mal habe ich wehmütig und mitleidvoll deiner in fünfzig Jahren gedacht; immer, wenn ich Rotenburgs gedenke, taucht unwillkürlich auch dein schöner, blutiger Schatten mit aus der Tiefe!

112. Der Kuckuck von Reutlingen.

An einem Frühlingsnachmittage des anhebenden zwanzigsten Jahrhunderts stieg ich zur liedberühmten Burg Achalm bei dem schwäbischen Städtlein Reutlingen empor.

Da, plötzlich, fährt oben in meiner allerunmittelbarsten Nähe mit mächtig rauschendem Flügelschlage, mit überwältigend schreckhafter Stimme „Kuckuck, Kuckuck!“ kreischend, ein dunkler Vogel, offenbar selber aufgeschreckt mich erschreckend, aus dem Gebüsch hervor und flattert über die Landschaft dahin.

Hatte dieser Vogel vielleicht soeben sein berüchtigtes Kuckucksei hehlenderweise ins Nest eines betrogenen Vogel-Kollegen gelegt oder hatte das Urbild aller Kuckucksuhren es nur darauf abgesehen, mir einen heillosen Schrecken einzujagen? Sein böser Anschlag wäre dann jedenfalls vollkommen geglückt; denn selten bin ich noch jemals so zusammengefahren.

Ofters habe ich von der Begegnung mit diesem Kuckuck Bekannten erzählt, aber keiner war, gleich mir, von dem märchenhaften Vogel einer ähnlichen Zusammenkunft gewürdigt worden und jeder behauptete: es sei dies ein seltener, eigenartiger Fall.

Von jenem Achalm-Abend an, seit ich diese Stimme jählings in mein Ohr schmetternd hörte, begreife ich, daß man den Ruf dieses gefiederten Wohners unserer deutschen Wälder viele Stunden weithin über Täler und Bergschluchten schallen hört.

Ja, zu Reutlingen auf der Achalm hätte der Kuckuck mich um ein Haar geholt, was man sich selber niemals, wohl aber zuweilen einem oder dem andern seiner geliebten Mitmenschen anwünscht: Dich soll der Kuckuck holen! . . .

113. Ein mitteldeutsches Eisenbahngespräch.

Wir saßen uns gegenüber im Eisenbahnabteil. Sie schien mir eine „bessere Frau“, wie man so schön sagt, aus dem Volke. Wir waren allein im Bahnwagen. So konnte leichter eine Unterhaltung erblühen.

Sie schien um die Welt gerne zu wissen, wer und was ich eigentlich sei. Schließlich konnte sie die Neugier nicht mehr zügeln und fragte mich mit unmittelbarer, natursprudelnder Weiberrwitzigkeit:

„Entschuldigen Sie, was sind Sie denn nur von Beruf? Die ganze Zeit her beschäftigt mich im stillen diese Frage.“

Ich besann mich einen Augenblick. Sollte ich ihr meinen Hofrattitel verraten? Das schien mir herzlich unnötig. Sollte ich mich ihr als „Privatmann“ vorstellen? Kurz, ich war einen fingerlang in etlicher Verlegenheit.

Da durchzuckte mich ein Gedanke und ich sagte kurz entschlossen: „Dichter.“

„Dichter sind Sie?“ und damit senkte sie, wie sich vor mir in Ehrerbietung neigend, etwas ihren Kopf und fuhr fort: „Ach, ich habe von jeher eine große Verehrung für Dichter gehabt. Goethe, Schiller und Melancthon sind immer meine Lieblinge gewesen!“ . . .

Bei dieser noch niemals erlebten, eigenartigen Dichternamenzusammenstellung mußte ich mich hüten, nicht in Lachen auszubrechen und mich gewaltsam zusammennehmen, den Ernst und die Würde zu wahren. —

114. Die Kellnerin von Lohr.

Zu Lohr, dem reizenden Städtchen am Main, verbrachte ich einen schönen, sonnigen Frühsommertag.

Ich schlenderte durch die sonntäglich volkswimmelnden Gassen, die von fröhlicher Musik lustig erschollen.

In ehrenwert vaterländischer Gesinnung haben die Stadtväter einen „Hindenburgring“ mit stellenweise stattlichen, parkähnlichen Anlagen um das ganze Städtchen gelegt.

Auch ein altersgrauer, in die Häuserzeile sich reckhaft einfügender Stadtturm ist des Beachtens, sowie ein in der Nähe bei Karl Dotter ausgeschenkter Apfelwein des Trinkens wert . . .

In der trefflichen „Krone“ trat ich zu festtäglichem Forellenmahle reiseglückstrunken ein und ließ mich gemächlich und einsam unter zahlreichen Fremden an einem der Gasthaustische nieder.

Die Kellnerin trug die Suppe beflissen auf. Ich, nach beliebter Gepflogenheit, zog mein Taschenreibeisen nebst Muskatnuß heraus und rieb besagte Nuß wohl an die fünfzigmal am Reibeisen auf und nieder.

Das erstaunt mir zuschauende Frauenzimmer, das so etwas noch nicht gesehen haben mochte, entsetzte sich und meinte:

„Das ist aber nicht gesund!“

„Im Gegenteil“, erwiderte ich, „das ist sehr gesund. So halte ich es schon seit siebenzig Jahren und wäre ohne scharf gewürztes Essen längst nicht mehr am Leben.“

„Seit siebenzig Jahren? Ja, um Gotteswillen, wie alt sind Sie denn?“

„Ich werde nächstes Jahr achtzig Jahre alt . . .“

Da brauste sie förmlich gegen mich auf:

„Das müssen Sie jemand anderem weismachen; das glaube ich Ihnen einfach nicht!“

Ich, denn doch einigermaßen geschmeichelt:

„Es ist aber doch so, ob Sie es nun glauben oder nicht . . .“

115. Ein Sommerabend im Weinsberger Kernerhaus (1889).

An einem Bergstocke, den ich mir kurz zuvor auf dem Brocken im Harz erstanden hatte, stieg ich, einem Pilger gleich, die sich aufwärts rankende Straße vom Weinsberger Bahnhofe zum Kernerhause hinauf.

An der Ecke des Gasthofes „Zur Traube“ stand Theobald Kerner, ungeachtet der Juliabendhitze seine große, dicke Pelzmütze fest auf's Haupt gestülpt, und spähte mit handbeschatteten Augen nach dem Pilgersmann aus.

„So, du bist's?“, rief er, als ich näher getreten war, „ich hab' grad gemeint: es sei der Papst, der Rom verlassen hat!“

Er müsse noch schnell zu einer alten Kranken, sagte er, ich solle nur voraus ins Haus; seine Frau werde mich dort empfangen; er komme sogleich nach.

Ich eilte die paar Schritte hinan, klingelte und bekam den Bescheid: die Frau Hofrat sei bereits zur Ruhe gegangen.

Teilnehmend erkundigte ich mich: ob die gnädige Frau vielleicht unpaßlich sei, was aber verneint ward.

Man bedeutete mir, in das wohlvertraute Wohnzimmer einzutreten und etwas zu warten.

Nun war es im Monat Juli, und erst halb sieben Uhr abends; und ich machte mir so meine Gedanken über das erstaunlich frühe Zuruhesichbegeben der Hausherrin.

Indes ich so ein Weilchen der Dinge wartete, die da kommen sollten, vernahm ich in der Tat mir zu Häupten einen deutlichen Ton, der mich davon überzeugte, daß da jemand mit gleichen Füßen aus seinem Lager gesprungen sein müsse! Frau Else mochte mich wohl in diesem Augenblick als Störenfried ihrer Bettruhe zum Kuckuck verwünscht haben!

Wiederum nach etlicher Zeit lief sie mit gerungenen Händen zur Türe herein und rief ein übers andere Mal in ihrem schönsten Darmstädtisch:

„Jesses, ist das ein Mensch, treibt die Leut' noch abends aus dem Bett 'raus!“

„Ja“, entgegnete ich lachend, „wer geht denn aber auch im Juli 1889 bei gesundem Leib um halb sieben Uhr abends schon zur Ruhe?“ . . .

Vermutlich war es die Langeweile der kleinen Stadt, die sie so früh ins Bett getrieben hatte.

116. Burg Elz.

Man gewinnt nur Einlaß in dieses Wunder, wenn man sich vorher bei dem Schloßbesitzer, dem Grafen Elz, wohnhaft zu Eltvile im Rheingau, die Erlaubnis des Besuches erwirkt; sie wird jedem, der sich dort schriftlich vorstellt, ohne weiteres gefällig und kostenlos erteilt. Wer dies aber versäumt, muß ohne Gnad' und Erbarmen vor der Schloßpforte ergebnislos umkehren!

Von Mosellern im Moseltale steigt man ein Stündchen in Waldeskühle hinan auf trockenem, gutem Wege. Diese wonnesame Waldwildnisstille wird nur durch Wildbachgemurmel und Kuckucksrufe träumerisch unterbrochen.

Plötzlich steht man vor dem Felsen, der die abenteuerlich schöne Burg trägt, starrt hinan wie Parsival, der tumbe Tor, vor der

Gralsburg, die königlich von oben hereinragt; echter und naturgewachsener als das Königsschloß Neuschwanstein, das mehr als Theaterburg, durch Fürstenlaune willkürlich in die Landschaft gestellt, wirkt.

Burg Elz ist die einzige, von den französischen Nordbrennern nicht zerstörte Burg des ganzen linken Rheinufer.

„Ein Elz“ habe seinerzeit in Ludwigs XIV. Heere gestanden und dieser Umstand allein habe die verderbengeweihte Burg, in die der „Sonnenkönig“ eine Schutztruppe gelegt habe, gerettet, tuschelte die mich herumführende Schloßerklärerin mir geheimnisvoll ins Ohr.

In strahlendem Sonnenglase lag die waldbeträumte Burg da, die einen trefflichen Einblick in die Einrichtung eines mittelalterlichen Ritterschlosses gibt, als ich mich zum Abschiednehmen anschickte, um aus dem Seitentälchen der Elz wieder ins große Moseltal zurückzukehren.

Möchte niemand versäumen, dieses unvergleichliche Kleinod altdeutscher, sagenhaft waldborgener Romantik zu besuchen, und wenn er auch einen großen Umweg dahin nehmen müßte! Die Burg lohnt die Bemühung königlich . . .

117. Die beiden Trausnitz!

An heißem Julimorgen stieg ich von Landshut zur stadtberragenden Burg Landshut oder zur Trausnitz hinan, um mir die Gefängniszelle zeigen zu lassen, in der einst Ludwig der Baier seinen Feind-Freund Friedrich den Schönen von Osterreich drei Jahre lang gefangen hielt.

Man wies mir jedoch auf der Trausnitz die Prunkzimmer, worin der unglückliche König Ludwig II. in den allerersten Zeiten seiner Herrschaft, vorübergehend und einer unberechenbaren Laune folgend, seinen Sitz nahm. Durch diese scheinbare, schnell wieder verflogene Vorliebe dieses Fürsten für einen Aufenthalt in Landshut, fühlten die ehrsamten, dadurch geschmeichelten Bürger der Stadt sich veranlaßt, um ihrem Landesfürsten das Wohnen oben auf der Burg behaglich zu gestalten, einen wundervollen Schreibtisch und einen wahrhaft königlichen, thronartigen Lehnstuhl, dazu passend, schnitzen zu lassen. Doch kaum merkte der seltsame Kauz von König die Absicht der Landshuter, gebot er plötzlich, eine weitere Ausschmückung der Königsgemächer zu unterlassen, verschwand noch selbigen Tages und kehrte nie, nie wieder nach der Landshuter Trausnitz zurück!

Ich bat den mich geleitenden Umherführer, nunmehr mir auch das Gefängnis Friedrichs des Schönen zeigen zu wollen. Da machte er mir die unerwartete Eröffnung:

„Ja, da müssen Sie auf die andere Trausnitz bei Pfreind gehen; dort ist die Trausnitz, die Sie suchen, und die von 1322 bis 1325 Friedrichs des Schönen, des Osterreichers, unfreiwilliger Aufenthaltsort war!“

Von dem Vorhandensein zweier Trausnitz hatte ich bislang keine Ahnung gehabt und wieder einmal ein Stückchen deutscher Erdkunde dazugelernt.

Wie oft hatte ich, schon als Jüngling, den ergreifenden, hochdichterischen Kerkeraustritt in Uhlands Schauspiel „Ludwig, der Baier“ gerührt und bewegt verschlungen, und hatte ihn in Gedanken stets in die Burg Trausnitz bei Landsbut verlegt gehabt...

Nun ließ es meiner geschichtlich geeichten Seele keine Ruhe mehr; ich wartete kaum das nächste anbrechende Frühjahr ab, so zog ich wiederum ins Baierland und dieses Mal sollte es der rechten Trausnitz gelten...

Vom Städtlein Pfreind hauderte ich in gemietetem Einspänner — nach Genuß von gezuckertem Pfannkuchen im Gasthaus „Zum Schwan“ — durch das stillfreundliche Tälchen des Flüßleins Pfreind zur langbegehrten, zweiten Burg Trausnitz.

Ich spüre noch die vielen Stufen, die man zum Gefängnis Friedrichs des Schönen in die oberste Spitze des steilen Burgturms hinaufsteigen muß, in der Erinnerung in den Beinen!

Wahrlich, einen feiner berechneten, ausgeklügelteren Kerker mit schönerer Aussicht nach drei Seiten, hat man wohl niemals einem Gefangenen zubereitet als diesen hier. Da konnte sich der Schöne Friedrich zu Tode sehnen nach der strahlend-schönen Welt draußen, drei volle Jahre lang...

Nun war meine Sehnsucht erfüllt und ich hatte mein Gelüst nach der zweiten Trausnitz gestillt. Da es aber ein heißer Junitag und das Verlangen nach einem kühlen Bade groß in mir war, stieg ich hinab zum Flüßchen Pfreind und kühlte meinen staubigen Leib bei einer Mühle, von Kohnschwarzen Libellen umflattert.

So hatte bei mir das Gedächtnis der Schlacht von Mühlendorf und des unseligen Bruderkampfes zwischen Ludwig dem Baier und Friedrich dem Schönen von Osterreich bis in die Jahre 1910 und 1911 noch nachgewirkt und mir schließlich noch zu einem herrlichen Flußbade verholfen...

118. Gruß dir, Hölderlin!

In einem Wäldchen bei Homburg vor der Höhe erging ich mich in sinkender Abenddämmerung.

Plötzlich tauchte vor mir, ganz unvermutet, ein mächtiger Stein-

block auf, und ein marmornes Gesicht glänzte mir im aufgehenden
Mondschein geisterhaft entgegen.

„Hölderlin“ las ich am Felsblocke.

Wie manchmal in meiner Jugend, lange noch, bevor die deutschen
Schrifttumgelehrten an den Hochschulen ihn eigentlich entdeckt und
seinen Ruhm verbreitet hatten, lag ich, seine Dichtungen ver-
schlingend, schwärmerisch auf schwäbischen „Wiesen und Uferweiden“
am Neckarflusse! Ich genoß diese Hölderlingsänge noch aus der
ersten, von Uhland besorgten Ausgabe von 1826, die mich in jungen
Jahren auf allen Wanderungen in Deutschland und außerhalb des
Vaterlandes durch ganz Europa in der Tasche begleitete.

Und nun, in dieser Abendeinsamkeit mit einem Mal einer solchen
Erscheinung gegenüber!

Das schöne Jünglingsantlitz war nicht über Manneshöhe vom
Erdboden erhaben, und so wandelte mich eine romantische Sehnsucht
an, und ich drückte meinen Mund auf die bleichen, marmorkalten
Lippen des Unsterblichen, der von jeher meinem Herzen wie ein
persönlicher Freund nahestand.

119. Bei Hölderlins.

Am vorletzten Tag unserer neunwöchigen Hochzeitsreise, die uns
in fünfzig deutsche Städte geführt hatte, kamen wir spät abends
nach Heilbronn.

Wir hatten an diesem Herbsttage meinen alten Freund Kerner in
Weinsberg und von dort aus Mörikes dereinstiges Pfarrhaus in
Eleversulzbach besucht.

Am nächsten Morgen beabsichtigten wir, als Krönung der
Dichtergedenkstättenfahrt, noch dem Geburtshause Hölderlins
in Lauffen am Neckar einen Besuch abzustatten. —

Im Dunkel überquerten wir den Bahnhofplatz zu Heilbronn,
wollten in das gegenüberliegende Bahnhofshotel, verfehlten jedoch
in der völligen Finsternis den Eingang und gerieten, verirrterweise,
in das unmittelbar anstoßende Haus.

Durch das Glasfenster der Gangtür in der Erdgeschosswohnung
drang, trotz vorgerückter Stunde, noch ein Lichtschein, der erhellend
auf ein Schildchen an der Wand fiel. Ich las, im zitternden Scheine,
darauf den Namen: Hölderlin!

Hölderlin, zu dessen Geburtshaus wir morgen früh wallfahren
wollten, der als ein geheiligter Name wie aus Himmelshöhen uns
niederglänzte, war mir im bürgerlichen Leben noch niemals be-
gegnet — diesen Namen so unvermutet hier zu finden, war mir
höchste Überraschung.

Die Glastüre stand spalt offen; drinnen bewegte sich, offenbar noch in der Küche herumwirtschaftend, eine Frau, die unser Geräusch von außen gleichzeitig vernommen haben mochte; denn nun trat sie, etwas erschrocken über uns späte Eindringlinge, mit einem Lämpchen in der Hand, unter die Tür und wollte soeben nach unserem Begehren fragen, als ich ihr mit der durch meine Verblüfung vielleicht zu hastig hervorgesprudelten Frage zuvorkam:

„Heißen Sie Hölderlin?“

Da, fast ein bißchen empfindlich und verschnupft darüber, daß ich ihr so etwas gar nicht zutraute, stieß sie ein halb unterdrücktes: „Ja, so heißet mir!“ hervor.

Nie hatte ich jemanden dieses erlauchten Namens gesprochen, und so konnte ich nicht unterlassen, sie weiter auszuholen:

„Sind Sie am Ende mit dem Dichter Hölderlin verwandt und haben Sie noch irgendwelche Erinnerungen an ihn?“

Da ward sie etwas zutraulich-gesprächiger und erwiderte:

„Ja, mein Mann, der Lokomotivführer ist, im Augenblick aber erkrankt liegt, ist ein Vetter vom Dichter Hölderlin; er sieht ihm auch sehr ähnlich, und mir harret au noch ein Bild von unserm Vetter.“

„Nun“, sagte ich, Abschied nehmend, „da kommen wir morgen früh noch auf einen Sprung. Ihren Mann, der Hölderlin so ähnlich sieht, muß ich kennenlernen, und dann zeigen Sie mir auch noch das Bild und was Sie an Erinnerungen an Ihren Vetter sonst etwa haben sollten.“ —

Am andern Morgen, mit dem frühesten, begaben wir uns abermals zu Hölderlins hinüber. Die Frau Hölderlin führte uns ins Zimmer, wo der erkrankte Lokomotivführer Hölderlin lag. Über dem Bette hing ein Stahlstich des sehr bekannten Jugendbildes Friedrich Hölderlins.

Aber von einer Ähnlichkeit der beiden „Vettern“ konnte ich nichts, rein nichts, entdecken. Der biedere Lokomotivführer mit seinem rotbackigen, aufgedunsenen, vollbärtigen Kyklopengesicht hatte mit dem Bilde seines bleichen, schwächtigen, vergeistigten Dichtervetters an der Wand nicht mehr Verwandtschaftsähnlichkeit, als ein Elefant mit einer Gazelle. — —

Da sich, außer dem Wandbilde des fünfzig Jahre zuvor schon verstorbenen „Vetters“, keinerlei Erinnerungen mehr vorfanden, machten wir uns alsbald auf den Weg, nunmehr nach Lauffen zur Geburtsstätte des großen Hölderlin.

Aber einem Lokomotivführer Hölderlin zu begegnen, hätten wir uns doch nicht träumen lassen . . .

120. Die Biertaufe von Osterburken.

An heißem Julitage von 1892 fuhr ich mit verschiedenen Heilbronner Familien aus Rissingen zurück, wohin wir die Guldigungsfahrt zum abgesetzten, vom damaligen Kaiser so tiefgekränkten Altreichskanzler Bismarck unternommen hatten.

Am Spätnachmittage kamen wir durch Osterburken im Baulande, wo der Zug ein Viertelstündchen Aufenthalt hatte.

Die Hitze war niederdrückend und der Durst nach Bier im Eisenbahnwagen allgemein.

Eine Heilbronner Familie, bestehend aus Mann, Frau und einem kurz zuvor aus der Stadt Lagi an der afrikanischen Guineaküste heimgekehrten Sohn, einem Kaufmann, der soeben noch die eigenartige Kopfbedeckung eines dortigen Negerhäuptlings zur Beschäftigung den Mitreisenden herumgereicht hatte, war meine eigentliche Reisegefesellschaft.

Die Mutter des jungen Kaufmanns schien eine besonders durstige Seele; sie bat ihren weitgereisten Sprößling, schnell noch vor Abgang des Zuges ihr ein Glas Bier in der nahen Bahnhofswirtschaft zu holen.

Der Sohn brachte das Gewünschte und reichte es seiner Mutter über meinen Kopf hinweg, den ich, just in meinem Buche lesend, etwas nach vorn geneigt hatte.

In diesem Augenblicke stieß die Lokomotive, die Wasser gefaßt hatte, mit gewaltigem Ruck an den Kumpf des Zuges. Und wehe! das ganze, volle Schoppenglas Bier ergoß sich bis auf den letzten Tropfen über meinen Hinterkopf.

Die kühle Bierflut rieselte bei der ungeheuren Hitze zwischen Nacken und Hemdkragen in angenehm-unangenehmer Weise meinen ganzen Rücken hinab, soweit sie nur rieseln konnte. Ich spüre das Bierbad heute noch in fröstelnd prickelndem Nachgefühl.

Der Mann, die Frau, der Sohn waren ganz unglücklich darüber. Der junge Mensch, der gar nicht wußte, was er mir an Schadenersatz anbieten sollte, nötigte mir als Geschenk die afrikanische Häuptlingsmütze auf.

Ich machte gute Miene zum bösen Spiel — was konnte man Besseres tun? — und lachte zuletzt am meisten über die unerhörte Sachlage . . .

Die Abendsonne beleuchtete eine Gruppe bierverföhnter Heilbronnfahrer. Der Dame war jedoch aller Durst ob des angerichteten Unheils vergangen — die Erfrischung aber hatte ich für mich hinweg . . .

121. Ein Königstreuer aus Ingolstadt.

Auf dem Bahnhofe zu Randern sah ich einen jüngeren Mann, den ich, seiner Tracht nach, für einen Tiroler hielt.

Er trug den tiroler Hut mit Gamsbart und Spielhahnsfeder, bloße Kniee, und seine Jacke hing sommerlässig über der linken Schulter.

Was mir aber besonders auffiel, war, daß er auf der Brust zwischen den üblichen grünen Hosenträgern eine Art von silbernem, spangenartigem Schmuck, ein seltsam verschnörkeltes Gehänge, trug.

Da wir zu Haltlingen beim Wagenwechsel nach Basel zufällig in dasselbe Eisenbahnabteil stiegen und ich ihm gegenüber zu sitzen kam, konnte ich in Ruhe das eigenartige Schaustück betrachten, und ich gewahrte mit Staunen, daß der Mann das Bild des Bayernkönigs Ludwig II. offen auf seiner Brust zur Schau trug.

Auf mein Befragen, woher er stamme, gab er mir zurück: „Aus Ingolstadt.“ Er war nicht wenig erfreut, als ich ihm verriet, daß Ingolstadt mir ebenfalls nicht unbekannt sei.

Daß er offen und scheulos seine Königstreue Gesinnung jedem Begegnenden dadurch kundgab, machte mir entschieden Eindruck.

Ich mußte der Legende denken, die sich das Volk, zumal das Gebirgsvolk in Oberbayern, nach dem Tode des romantischen Königs im Starnberger See zurechtzimmerte, und die bis zum heutigen Tage dort ihr Wildrecht haben soll: daß der volkbeliebte Herrscher — der sich aber in Wirklichkeit um alles eher als um das Volk gekümmert hat — keineswegs gestorben, sondern irgendwo verborgen, in einer Art von oberbayerischem Kyffhäuser sitze und zu seiner Zeit wiederkehren werde.

Einer von diesen rührenden Königsgläubigen schien mein Gegenüber zu sein, dem ich meine Achtung ob seiner unverhohlenen zur Schau getragenen Gesinnung nicht versagen konnte.

122. Etwas vom Druckfehlerkobold.

Um eines Buchstabens willen habe ich einmal eine Eilfahrt von Karlsruhe nach Darmstadt ins Werk gesetzt. Und das kam so:

In meinen „Vaterlandsgefängen“, die seinerzeit in Darmstadt gedruckt wurden, steht ein Gedicht, betitelt „Der Gastfreund“, und darin kommt der alte Homerübersetzer und Dichter, der biedere Johann Heinrich Voß, vor.

Von ihm heißt es in einer Verszeile jenes Gedichtes:

„Voß streicht gerührt sein schlichtes Haar“ . . . —

Der Korrekturbogen ging mir zu, und ich las nicht ohne Entsetzen:

„Voß streicht gerührt sein schichtes Haar“ . . .

Umgehend ging die Richtigstellung dem achtlosen Setzer wieder zu, und umgehend kam die Berichtigung an mich zurück, aber in zweiter Verballhornung:

„Boß streicht gerührt sein schlechtes Haar“ . . .

Neues erhöhtes Entsetzen meinerseits. Abermalige Richtigstellung und zweimalige Rücksendung der Schauerstelle an mich, aber, siehe da, der zappelige Setzer hatte zum drittenmal die Sache verhoppsaftelt und dieses Mal gar gedruckt:

„Boß streicht gerührt sein schlechtes Haar“ . . .

Nun aber packte mich die Verzweiflung. Ich stürzte zum Bahnhof, warf mich in den nächsten Schnellzug nach dem druckfehlerwimmeln den Darmstadt, lief, was ich laufen konnte, zur Setzmaschine der Druckerei, schüttelte den Setzer an den Schultern und brüllte den Unglückseligen an wie ein Löwe:

„Mensch — «Boß streicht gerührt sein schlechtes Haar!»“

Endlich hatte er begriffen . . . —

Man sieht, wie schwer es zuweilen ein Dichter hat!

123. Modernes Eheglück.

Auf eine Heidelberger Amtsstube kam kürzlich eine alte Frau.

Der Beamte, der sich nach dem Befinden einer Bekannten bei ihr erkundigen wollte, fragte sie:

„Nu, wie geht's denn der Marie in ihrer jungen Ehe?“

Die Alte, antwortschlagfertig, gab ihm strack und bündig zurück:

„Der? der geht's sehr gut; die ist sehr glücklich in ihrer Ehe worden. Ihr Mann hot en Motorrad, und sie hockt hinne druf...“

124. Mein „Amerikanismus“.

Auf meinen zahlreichen Reisen in Frankreich, vorab in der französischen Provinz — ich habe mich im Laufe von 35 Jahren, von 1878—1913, in nicht weniger als 152 französischen Städten und Städtchen aufgehalten — bin ich eigentümlicherweise ständig für einen Amerikaner gehalten und häufig darauf angesprochen worden.

Ich weiß nicht, wie ich zu dieser unverhofften Ehre gekommen bin. Meine Glattraziertheit und die Brille konnten dies doch kaum allein fertig bringen. Der dritte Franzose sagte mir: „Ah, Monsieur est Américain? mais vous parlez très bien français.“

Auf der Eisenbahn sprach mich ein Ehepaar plötzlich an: „Wir haben auch einen Sohn in Amerika!“ Ich wollte schon fast herausplagen: „Ja, was geht denn das mich an?“ als ich ebenso schnell bedachte: Aha, die halten mich wieder einmal für einen Amerikaner . . .

Im Städtchen Dole stand ich einige Augenblicke, spazierend, unter der offenen Tür einer Turnhalle still und schaute den Turnübungen der jungen Franzosen zu, als einer neugierig an mich herantrat mit der Frage:

„Macht man diese Übungen bei Ihnen in Amerika auch so?“ —

Ich musterte mich unwillkürlich zur Weile selber von der Kravatte bis zu den Stiefelsohlen hinunter, was ich denn um Gottes willen nur so ausgesprochen Amerikanisches an mir haben möchte — ich bin niemals dahintergekommen, es ist mir ein Rätsel geblieben

125. Alexander von Humboldts „Kartoffelkloß“.

Alexander von Humboldt, der einst überschwenglich gefeierte, große Naturforscher, dessen 100. Geburtstag, am 14. September 1869, in allen Weltteilen festlich begangen wurde, hatte die merkwürdige Gepflogenheit, alles, was er niederschrieb, auf seinem rechten Knie zu Papier zu bringen und sich niemals eines Schreibtisches zu bedienen.

Diese wildwüchsige Gewohnheit stammt wohl aus seinen südamerikanischen Entdeckungs- und Forschungsreisen am Orinoko und er mochte sie schon damals in das kultivierte Europa herübergebracht haben.

Jedenfalls hatte er sich dadurch zugleich eine überaus undeutliche Handschrift angewöhnt, so daß sie die Menschen, die mit ihm Briefe wechselten, oft nahezu zur Verzweiflung brachte.

So berichtete mir der ebenfalls einst hochgefeierte Romanschriftsteller Georg Ebers bei einer Zusammenkunft in Wildbad, Mitte der 1880er Jahre: er habe mühsam oft an Alexander von Humboldts Briefen herumziffern und raten müssen, da diese Weltberühmtheit nach Hieroglyphenweise keine Buchstaben geschrieben, sondern Bilder gemalt habe . . . Einmal sei es ihm nach Stunden, ja tagelanger Anstrengung durchaus nicht gelungen, ein wahres Ungeheuer von Wort aus Humboldts Kielfeder zu enträtseln.

Da habe er Humboldt inständig gebeten, ihm dieses Wort, das er nicht um die Welt habe herauskriegen können, doch noch einmal in seiner gewohnten Güte schriftdeutsch und schöngeschrieben mitteilen zu wollen. —

Der große Gelehrte habe seinen Wunsch umgehend erfüllt und ihm das Wortungetüm in schöner, deutlicher Schrift übersendet.

Und wie hieß das hieroglyphische, unentzifferbare Wort? — — „Kartoffelkloß!“ . . .

126. Das kommt davon!

Vor dem gemüthlichkeitverfälschenden, geisterverhehenden „Kulturkampf“ pflegte, sonderlich in kleineren Städten und auf dem Lande, zwischen Geistlichen verschiedener Glaubensrichtungen einhellige Eintracht zu walten. Sie tranken abends ihren Schoppen zusammen oder verbrachten vergnügte Stunden beim Regels- oder Kartenspiel miteinander.

So waren auch der mir persönlich noch wohlvertraute, seines schlagfertigen Witzes halber berühmte, protestantische Gottesgelehrte Professor Weizsäcker zu Tübingen und der katholische Bischof Hefele im benachbarten Rottenburg am Neckar ehrliche Freunde.

Der geistvolle Bischof hatte kurz zuvor auf dem Ökumenischen Konzil zu Rom voll Eifers gegen den Glaubenssatz von der Unfehlbarkeit des Papstes (= Infallibilität) angekämpft, sich aber schließlich, wohl um des Kirchenfriedens willen, dem Wunsche des seine eigene Unfehlbarkeit verkündenden Heiligen Vaters gefügt, seine Überzeugung dem großen Ganzen der Kirche geopfert und sich seinem geistlichen Oberherrn in geziemendem Gehorsam unterworfen.

Nach seiner Heimkehr vom Tiber zum Neckar wollte der Rottenburger Kirchenfürst seinen, ob auch andersgläubigen, Freund in Tübingen besuchen. Nun lagen an dem nicht lange vorher erst fertiggestellten Bahnhof Balken und Eisenschienen noch etwas ungeordnet auf ungeebnetem Boden umher.

Weizsäcker, um dessen Lippen stets ein schallhaftes Lächeln spielte, holte seinen Gastfreund am Eisenbahnwagen ab, und beide mußten über die verstreut am Wege liegenden Baustücke mit einiger Mühe hinwegsteigen.

Da stolperte der hohe, katholische Würdenträger und wäre unfehlbar hingestürzt, hätte der protestantische Freund Seine Bischöfliche Gnaden nicht rechtzeitig am Gewand erfaßt, wobei er ihm, schlagfertig und einfallsicher wie immer, die Worte zuraunte: „Tcha, das kommt eben von der — H i n f a l l i b i l i t ä t!“

Dies scheint mir einer der besten Witze zu sein, die jemals gemacht worden sind.

127. Noch ein Weizsäckerstücklein.

In Tübingen erzählt man sich heute noch mancherlei Schwankartiges von dem unvergeßlichen, prachtwitigen, alten Gottesgelehrten Weizsäcker, dem ich persönlich ein teures Andenken bewahre. —

Eines Tages meldete sich am Semesterbeginn ein junger Prinz oder Standesherr zum Belegen der Vorlesungen bei dem berühmten Professor.

Dieses Herrlein hatte die Unverfrorenheit, bei der Gelegenheit seinen gewaltiggroßen Hund an einer Leine mit sich ins Anmeldezimmer zu bringen.

Weizsäcker begrüßte den vornehmen Besuch unter der Tür und hieß ihn willkommen. Danach aber verneigte er sich ebenfalls gleich tief vor dem ungeschlachten Rüden und begrüßte das Tier mit den Worten:

„Darf ich auch Sie bitten, gefälligst hereinzuspazieren!“ . . .

Hoffentlich hat der ungezogene Prinz diese feine Lehre sich hinter fürsüliche Ohr geschrieben.

128. Gepflogenheiten und Gewohnheiten Uhlands.

Der mir befreundet gewesene, berühmte, protestantische Gottesgelehrte, Professor Weizsäcker, erzählte mir auf einem Lüßinger Spaziergang, als wir just am Umlandhause vorübergingen: sein alter Freund Ludwig Umland, der sonst so stille, schweigsame Mann, habe daheim in seinem Studierzimmer von morgens bis abends unausgesetzt gepfiffen.

Feierte er einmal in dieser musikalischen Tätigkeit, so sei Frau Emilie, die besorgte Hausfrau, schleunigst herbeigeeilt, um zu sehen, ob ihrem Eheherrn etwas fehle . . .

Auch pflegte Umland alles bei Tische zu salzen, ohne vorher es versucht zu haben — ein Brauch, den er auch mit gewissen andern Dichtern in Deutschland teilte.

129. Wilhelm Raabe's Scheu.

Der große Erzähler Wilhelm Raabe schien von jeher jedem persönlichen Auftreten in der Öffentlichkeit abhold gewesen zu sein.

Er war der behaglichste Plauderer unter vier Augen oder am Abendchoppentisch, der Mann des gemütlichen, häuslichen Schlafrocks, wie er die 1840er, 1850er und noch 1860er Jahre beherrschte, die Zeiten des ausklingenden Wiedermeiertums. Jedesmal, wenn ich ihn auf norddeutschen Städterwanderungen zu Braunschweig besuchte, heimelte sein Schlafrock mich an, worin er sich offenbar so wohl und glücklich fühlte.

Zum Frack hat er sich nie bequemen können, weshalb er Hofeinsladungen zu den verschiedenen Regenten des Landes Braunschweig ausgeschlagen haben soll. Das ist echt deutsch-kleinbürgerlich, vielleicht zu wenig weltmännisch. Was liegt daran, wie solch ein Tuchlappen geschnitten ist?

Bei der Feier seines 70. Geburtstages, die man in der Stadt Braunschweig mit vielen Ehrungen beging, war er nicht imstande, auch nur das kleinste Wort des Dankes beim Festmahle zu sprechen, was man ihm sogar vielfach verübelt haben soll.

Man sagte nicht mit Unrecht, er hätte wenigstens ein paar Zeilen ablesen können; nur den Klang seiner Stimme wollten die begeisterten, teilweise von ferne herbeigeeilten Festteilnehmer vernehmen. Aber vergebens.

Er, der große Meister deutscher Erzählerkunst, hat es nicht einmal bei solcher Gelegenheit vermocht, auch nur das kleinste Wörtchen über seine Lippen zu bringen . . .

130. Wie es mir mit Ernst von Wildenbruch erging.

Im Sommer 1884 war ich beim „Parzival“ in Bayreuth — unter welsch tragikomischen Umständen, habe ich in der Skizze „Was eine russische Zigarette anstellen kann“ geschildert.

In einer Pause des „Bühnen-Weihnachtsspiels“ trat ich mit meinem Freund und Begleiter Ludwig Fulda hinaus ins Freie. Da sah man allerlei Berühmtheiten draußen lustwandeln: den Herzog Georg von Meiningen, den „Theaterherzog“, mit seiner linksständig angeordneten Gemahlin, der Freifrau von Helldorf, einst Schauspielerin Ellen Franz; den Literaturkalender-Herausgeber Kürschner, eine große Persönlichkeit damals, und um nur einen noch zu nennen, den hochgefeierten Berliner „Hohenzollern-Dichter“, den erfolgreichen Dramatiker Ernst von Wildenbruch!

Fulda wollte mich veranlassen, uns Wildenbruch vorzustellen — o, hätte ich es doch getan! — was ich aber in Anbetracht meines Zigarettenelends ablehnen zu müssen glaubte, und weil ich zudem kein Freund von derartigen, unvorbereiteten Straßenvorstellungen war und bin.

Und so gingen wir, ohne persönliche Begegnung, aneinander vorüber.

Tags danach schleppte ich mich, arsenikvergiftet, nach Weinsberg, so sterbenswehe mir zumute war, weil ich in allem Jammer mich nicht entschließen konnte, an Weinsberg und meinem alten Freunde Theobald Kerner, ohne etliche Stunden Rast, vorüberzurufen.

Dies war die Ursache, weshalb ich erst am zweiten Abend ins Karlsruher Vaterhaus heimkehrte.

Wer aber kann mein Erstaunen beschreiben, als ein dienstbarer Geist des Hauses mir beim Eintreffen eine Besuchskarte hinhielt, worauf stand, mit Bleistift geschrieben:

Bedauere herzlichst, Sie
verfehlt zu haben.

Ernst von Wildenbruch.

24. 7. 84.

Berlin W. Königin-Augusta-Straße 29.

Wildenbruch war von Bayreuth, mit Übersprungung eines Zuges in Karlsruhe, nach Freiburg im Breisgau zu der ihm und mir befreundeten Schriftstellerin Wilhelmine von Hillern, geb. Birch, gereist, wo er sich, wie ich später erfuhr, einige Zeit aufhielt.

Ende jenes selben Jahres 1884 sah ich ihn zu Berlin auf der Bühne, wie er, nach etlichen Aktfchüssen in seinem Drama „Christoph Marlowe“ herausgerufen, sich vor der überkritischen Hörerschaft verneigte.

Bei wiederholten Besuchen verfehlte auch ich ihn regelmäßig, daß wir selber, wie Sternbilder, ewig umeinander herumkreisen, doch niemals zusammentreffen sollten. Schade! . . .

131. Emil Mario Bakano.

Der seltsame Fahrende, der als Kunstreiter im Zirkus dereinst seine Sprünge gemacht hatte, um später Tamburin und Schellenreif mit der Feder des vielgelesenen Romanschriftstellers zu vertauschen.

Bakano war mit fünfzig Jahren noch so sehr hilfloses Kind, daß er nach dem Tode seiner über alles geliebten Mutter wie ein Waisenknabe gottverlassen und fassungslos in der Welt stand.

So war er in das ihm befreundete Haus des Karlsruher Kunstmalers Ploek übergesiedelt, um im Schoß einer um ihn treulich besorgten Familie seine alternden Tage zu verbringen.

Bakano besuchte mich ab und zu. In der kurzen Zeit seines Karlsruher Lebens starb mein Vater. Da schrieb mir der tief mitempfindende Mann einen für ihn bezeichnenden Beileidsbrief, der nichts als die Worte enthielt: „Armer Freund! armer Freund!“ Keine der zahllosen Zuschriften jener Tage hat mir solch nachhaltigen Eindruck gemacht.

Wenige Monate danach schon, im Juni 1892, lag er selbst, mit dem Tode ringend. In seiner letzten Stunde, da er, bewußtlos röchelnd, schwere Atemzüge tat, stand ich bekümmert an seinem

Sterbelager und legte den Lorbeerkranz darauf, womit dann die Stirne des Toten im Sarge bekränzt ward.

Der Karlsruher Schriftsteller- und Journalistenverein, der sich später im „Verein Karlsruher Presse“ fortsetzte, dessen erster Vorsitzender ich damals war, veranlaßte die Errichtung eines würdigen Grabdenkmals: hohe Baumwipfel beschatteten das Marmorhochbild und rauschen in die Ewigkeitsträume des warmherzigen Menschen, des ehemaligen Zirkuskünstlers, des einst gernegelesenen Romanschreibers . . .

Unlange vor seinem Hinscheiden richtete er ein ergreifend schönes Gedicht an mich:

An Heinrich Bierordt.

Du zogst durch Attilas Trümmersfelder,
Lorjos und Häupter befühlte deine Hand,
Und neues Leben kam wieder in die steinernen Bilder,
Die ins Gras gestürzten; die Götter schauten
Prometheus, der sie wieder erweckte
Durch seine Lieder.

Die Burgruinen am grünen Rhein
Betratest du träumend, du Wundermann,
Und sangest leise von Minne und Ehre,
In unsterblichen Worten unsterbliche Tat.
Und aus den Grüften traten die Nixen
Und schüttelten Tod und Moder von sich,
Und saugten das strahlende Licht des Tages
Erstaunt in die langerblindeten Augen,
Die du geöfnet mit deinem Sang.
Und du nahest dich mir — dem toten Herzen,
Dem toten Geiste, dem toten Wand'rer,
Der beraubt und gemordet dalag am Rande
Der Wandersstraße, des Werktaglebens,
Eine Beute für Raben.
Und deine sanfte Hand berührte
Mir Herz und Stirn mit dem Salböl des Lebens
Und siehe, ich lebe!
Dank, Totenerwecker!
Dank, Arzt! und Dank, Sänger!

* * *

Emil Mario Wakano.

Karlsruhe, Jänner 1891.

132. Eine Wette.

Unter Bekannten von mir — es waren sogar einige Berühmtheiten, z. B. Paul Heyse, dabei — war in einem Münchener Kaffeehaus die Frage aufgeworfen worden: ob jeder Mensch in Deutsch-